



gleichundanders

Männer und Frauen im Kanton Luzern

Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann des Kantons Luzern





10 Jahre Büro für die Gleichstellung
von Frau und Mann des Kantons Luzern

gleichundanders

Männer und Frauen im Kanton Luzern

Mit Beiträgen von:

Beat Baumann
Pirmin Bossart
Matthias Burki
Erwin Koch
Jürg Krummenacher
Regula Julia Leemann
Ursula Stämmer-Horst
Kathrin Spring
Jutta Vogel
Christine Weber
Elisabeth Zemp Stutz

Herausgegeben vom:

Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann
des Kantons Luzern



Justiz- und Sicherheitsdepartement

Impressum

Herausgeberin
Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann des Kantons Luzern
in Zusammenarbeit mit dem Amt für Statistik des Kantons Luzern

Konzeption
Rita Blättler, Katja Schalbetter

Redaktion
Kathrin Spring

Bilder
Jutta Vogel

Grafiken und Texte Statistik
Regula Heggli, Katja Schalbetter

Produktkoordination
Kantonaler Lehrmittelverlag / DMZ

Bezug
Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann des Kantons Luzern
Bahnhofstrasse 15
6002 Luzern
041 228 67 12
bgfm@lu.ch
www.gleichstellung.lu.ch

Wir danken dem Schweizerischen Katholischen Frauenbund Luzern für die Unterstützung

März 2005

960113

INHALT

Bildung

4 gleich und anders

6 Fakten und Tendenzen

12 Gut ausgebildete Frauen: Gewinn und Herausforderung

Haushalt und Familie

24 Fakten und Tendenzen

28 Familie und Gleichstellung – ein Traumpaar

Erwerbsarbeit

38 Fakten und Tendenzen

42 Gute Arbeitsbedingungen – mehr Lebensqualität für alle

Politik

54 Fakten und Tendenzen

60 Gleichstellungspolitik ist mehr als Frauenförderung

Gesundheit

70 Fakten und Tendenzen

74 Geschlechtergerechte Sozialpolitik fördert die Gesundheit

Porträts

18 Eva Zwimpfer: Mit allem schrecklich spät

32 Josef J. Zihlmann: Offener Geist im Hinterland

48 Lathan Suntharalingam: Das nächste Engagement wartet

64 Familie Feyrer: Kinder, Karriere, Kompromisse

78 Astrid Spengler: Frei das sein, was ich bin

84 Autorinnen und Autoren



GLEICH UND ANDERS

Alles gleich oder alles anders? Eine berechtigte Frage zum 10-jährigen Bestehen des Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann des Kantons Luzern. Um eine Antwort vorwegzunehmen: Vieles ist besser geworden – manches (noch) nicht. Die vorliegende Jubiläumspublikation zeigt dies deutlich. Mit Fakten aus Statistiken, Kommentaren von Fachleuten und persönlichen Porträts. Wohlwissend, dass alle Fortschritte im Bereich der Gleichstellung das Resultat vielfältiger Anstrengungen sind. Dazu gehört unter anderem der Einsatz der Frauenbewegung, der Politik, der Gewerkschaften, aber auch all jener Männer und Frauen, die Gleichstellung im beruflichen und im privaten Bereich längst einfordern und leben. Und nicht zu vergessen: das Netz von inzwischen 24 Gleichstellungsbüros auf den Ebenen von Bund, Kantonen und Städten.

Im Kanton Luzern wurden ab 1979 erste parlamentarische Vorstösse zum Thema Gleichstellung eingereicht. Ein wichtiger Schritt zur Schaffung des Gleichstellungsbüros erfolgte zehn Jahre später, als der Grosse Rat 1989 einen entsprechenden Vorstoss von Laura Gallati überwies. 1991 setzte der Regierungsrat die Kantonale Kommission für die Gleichstellung ein, die ein Jahr später Unterstützung durch eine Geschäftsstelle erhielt. Im September 1994 schliesslich nahm der Grosse Rat das Gleichstellungsgesetz an, und am 1. Januar 1995 konnte die bisherige Geschäftsstelle in das Büro

für die Gleichstellung von Frau und Mann (BGFM) umgewandelt werden. All dies fiel in eine gleichstellungspolitisch bewegte Zeit in der Schweiz. 1981 war zwar der Gleichstellungsartikel in die Bundesverfassung aufgenommen worden, aber vieles war beim Alten geblieben. Mit dem Frauenstreik 1991 und dem Protest gegen die Nichtwahl von Christiane Brunner in den Bundesrat 1993 kam Zuversicht auf, bald würde nun doch alles anders. Aber die Gleichstellungsarbeit musste geduldig und hartnäckig weitergeführt werden. 1995 kam die 10. AHV-Revision mit Rentensplitting, Betreuungsgutschrift und Witwenrente, 2000 das neue Scheidungsrecht, 2004 die Mutterschaftsversicherung und 2005 die 1. BVG-Revision mit Witwenrente.

Gleichstellungsschritte auf Gesetzesebene sind nicht gleichbedeutend mit Fortschritten im Alltag. Diese Tatsache geht oft vergessen. Das Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann konkretisierte und förderte ab 1995 die Gleichstellung im Kanton Luzern. Allein oder in Kooperation mit anderen Institutionen realisierte das BGFM gegen 20 Projekte und Kampagnen für unterschiedlichste Zielgruppen. Drei Beispiele: die Aktivitäten unter dem Titel «Berufe haben kein Geschlecht», die Publikation «zweitweise» und die Kampagne «Umdenken öffnet Horizonte». Hinzu kamen rund zwanzig Veranstaltungen, Kurszyklen und Workshops sowie drei grosse Symposien für eine breite Öffentlichkeit.

Im Vordergrund stand – und steht weiterhin – die Verwirklichung von Gleichstellung im privaten und im beruflichen Alltag – von der offenen Berufswahl bis zur familienfreundlichen Firma. Neben diesen Aktivitäten beantwortet das BGFM durchschnittlich über 300 Anfragen pro Jahr, schreibt Stellungnahmen und führt eine Dokumentationsstelle.

Mit unserer Publikation zum 10-jährigen Bestehen des Büros für die Gleichstellung knüpfen wir an die bisherige Arbeit an und führen hin zu Fragen wie: Wo sind wir gleich und wo anders? Wie viel Gleichheit wollen wir, und wie viel Anderssein lassen wir zu? «Gleichberechtigung ist nur ein Teil der politischen Offenheit», hält einer der porträtierten Männer fest. Tatsächlich ist der Stellenwert von Gleichstellung und Chancengleichheit ein Indikator für die Offenheit einer Gesellschaft. Wir brauchen eine Kultur der Differenz und des Respekts. Nicht alles kann und soll gleich sein – gleichwertig aber sehr wohl! Die Ausgestaltung dieser Forderung muss in Diskussion bleiben und ist damit eine gesellschaftliche Daueraufgabe.

Das Verständnis von Gleichstellung und die institutionelle Gleichstellungsarbeit haben sich entwickelt. Die Lebenswelten von Frauen und von Männern sind komplexer und vielfältiger geworden. Chancengleichheit verlangt den Abbau aller Barrieren. Vielfältige Lebensentwürfe müssen möglich sein – unabhängig von

Geschlecht, Alter und Status, unabhängig aber auch von familiärer Situation, von ethnischer Zugehörigkeit, Behinderung, religiöser und sexueller Orientierung. In diesem Sinn entwickelt sich Gleichstellungspolitik zur Diversitätspolitik und stärkt damit all jene Bewegungen, die für Respekt und politische Offenheit unter Einhaltung der Menschenrechte eintreten.

Gleichstellung hat in der Vergangenheit viele Frauen bewegt und verändert. Heute und in Zukunft werden und müssen sich die Männer mit den Frauen bewegen. Für diesen gesellschaftlichen Wandel brauchen wir die vielfältigen Stärken aller! Gleichstellung schafft Perspektiven für eine zukunftsfähige Gesellschaft. Sie stärkt Solidarität und Selbstverantwortung und damit die soziale Sicherheit.

Das Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann des Kantons Luzern wird sich weiterhin im Spannungsfeld von «gleich und anders» engagieren. Wir danken allen, die in den vergangenen zehn Jahren die Gleichstellungsarbeit im Kanton Luzern geprägt und unterstützt haben. Und wir zählen auf ebenso viele, die auch in Zukunft ihre Kräfte für Gleichstellung einsetzen und die Diskussion um «gleich und anders» weiterführen.

Rita Blättler

Leiterin Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann des Kantons Luzern

BILDUNG: FAKTEN UND TENDENZEN

Bildung ist eines der wichtigsten Mittel, um Gleichstellung zu ermöglichen. Wer über eine gute Bildung verfügt, hat in der Regel eher die Möglichkeit, ein selbstbestimmtes Leben zu führen und das eigene gesellschaftliche Umfeld mitzugestalten. Besser ausgebildete Personen verdienen mehr und sind seltener von Armut betroffen.

Obwohl der Bildungsstand der Frauen im Kanton Luzern in den letzten dreissig Jahren gestiegen ist, ist er immer noch niedriger als jener der Männer. Doppelt so viele Männer (7%) wie Frauen (3,1%) verfügen über einen universitären Abschluss. Die jungen Menschen im Kanton Luzern, die eine Berufsausbildung absolvieren, wählen am häufigsten eine Ausbildung im kaufmännischen Bereich.

Statistik 1.1: **Höchste abgeschlossene Ausbildung**

Eine Berufsausbildung ist im Jahr 2000 für beide Geschlechter die häufigste höchste Ausbildung. Bei den Männern war dies schon 1970 der Fall; bei den Frauen ist ein völlig anderer Verlauf zu beobachten. 1970 war bei der Hälfte der Frauen die obligatorische Schule die höchste abgeschlossene Ausbildung. 16,1% absolvierten damals eine Berufsausbildung. Bis 1990 gewann die Berufsausbildung als höchste Ausbildung für Frauen und Männer kontinuierlich an Bedeutung. In den letzten zehn Jahren verlor sie zugunsten verschiedener anderer Abschlüsse für beide Geschlechter wieder an Gewicht.

Die Matura oder das Lehrer/innendiplom war im Jahr 2000 der höchste Ausbildungsab-

schluss von 7,5% der Frauen und 4,6% der Männer. 1970 hatten lediglich 4,8% der Frauen und 4,1% der Männer mit einer Matura oder einem Lehrdiplom abgeschlossen. Weitaus mehr Männer (15%) als Frauen (5%) haben im Jahr 2000 eine höhere Berufsausbildung abgeschlossen. Seit 1970 hat die höhere Berufsausbildung bei den Männern (1970: 10,0%) kontinuierlich an Bedeutung gewonnen, bei den Frauen (1970: 8,8%) jedoch verloren. Im Jahr 2000 verfügen 7% der Männer, jedoch nur 3,1% der Frauen im Kanton Luzern über einen Fachhochschul-, Hochschul- oder Universitätsabschluss. 5% der Frauen und 4,5% der Männer haben keine Ausbildung abgeschlossen.

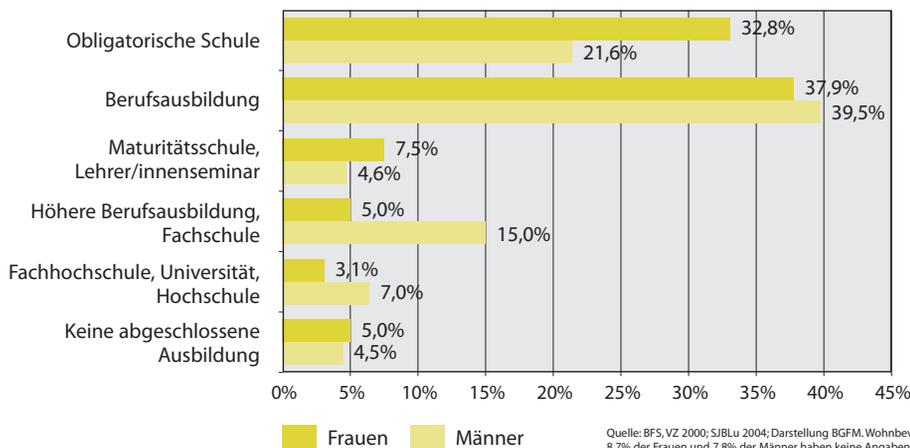
Statistik 1.2: **Berufswahl**

Die jungen Menschen im Kanton Luzern wählen häufig eine Berufsausbildung im kaufmännischen Bereich (34,4% der Frauen, 17,6% der Männer). Bei den jungen Frauen hat dieser Anteil seit 1993 um 8,8% zugenommen, bei den jungen Männern ist in derselben Zeitspanne nur eine Zunahme von 1,2% zu verzeichnen.

46,3% der jungen Männer im Kanton entscheiden sich für einen Beruf im Bereich des verarbeitenden Gewerbes oder der Industrie. Auch im

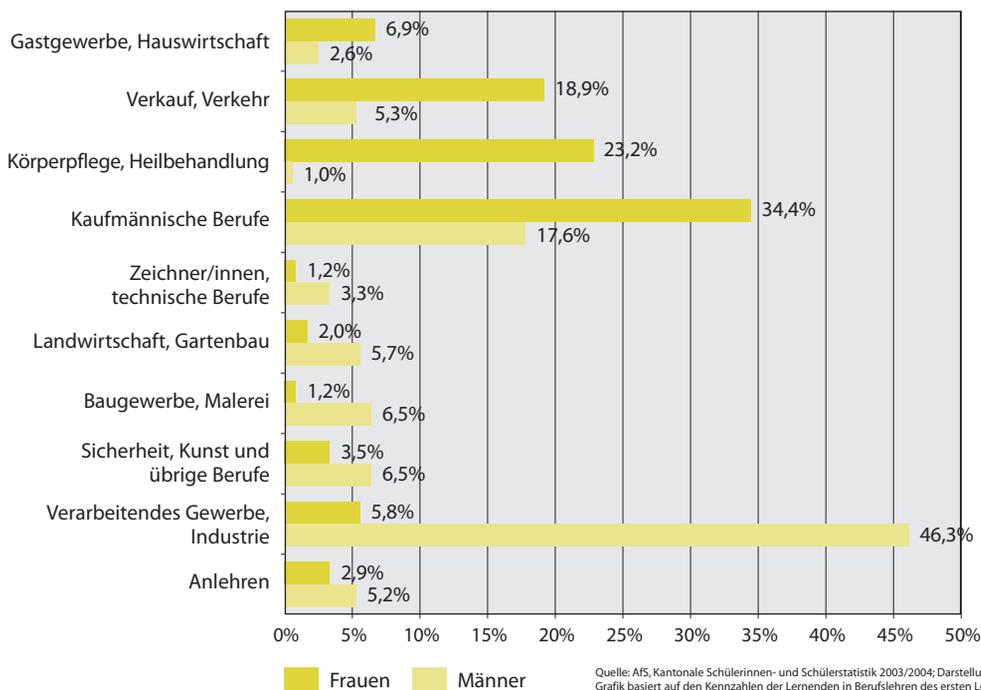
Statistik 1.1: **Höchste abgeschlossene Ausbildung**

Höchste abgeschlossene Ausbildung von Frauen und Männern im Kanton Luzern 2000



Statistik 1.2: **Berufswahl**

Berufswahl junger Frauen und Männer im Kanton Luzern 2003/2004



Bereich der Landwirtschaft und des Gartenbaus, im Baugewerbe und in der Malerei sowie in den Bereichen der Sicherheit und Kunst absolvieren mehr junge Männer als junge Frauen ihr erstes Lehrjahr.

Bei den jungen Frauen haben Ausbildungen im Bereich der Körperpflege und Heilbehandlung in den letzten zehn Jahren leicht an Bedeutung gewonnen. Heute absolvieren 3,5% mehr junge Frauen eine Ausbildung in diesem Bereich als noch 1993, nämlich 23,3%. Weitaus weniger junge Frauen entscheiden sich heute für eine Ausbildung im Bereich des Gastgewerbes und der Hauswirtschaft (2003: 6,9%; 1993: 19,6%).

Statistik 1.3: **Fachhochschule Zentralschweiz**

Die Fachhochschule Zentralschweiz (FHZ) besteht aus fünf Teilschulen: der Hochschule für Technik und Architektur, der Hochschule für Wirtschaft, der Hochschule für Soziale Arbeit sowie der Hochschule für Gestaltung und Kunst und der Musikhochschule. Rund ein Drittel der

Studierenden an der FHZ sind Frauen, zirka zwei Drittel Männer.

Statistik 1.4: **Fachhochschule Zentralschweiz**

Mehr Frauen als Männer studieren die Fachrichtungen Soziale Arbeit und Gestaltung, Bildende Kunst und Musik. Anteilmässig am meisten Studentinnen gibt es im Fachbereich Soziale Arbeit, wo sie mehr als zwei Drittel (71,9%) aller Studierenden ausmachen. Bei den musischen Studienrichtungen sind gut die Hälfte (54,9%) aller Studierenden Frauen.

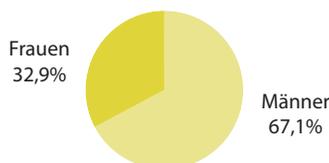
Bei den drei anderen von der FHZ angebotenen Studienrichtungen – Wirtschaft, Technik und Bauwesen – machen die Männer die Mehrheit der Studierenden aus.

Statistik 1.5: **Fachhochschule Zentralschweiz**

Auch bei den Dozierenden variieren die Anteile nach Fachrichtung. Mit 50,5% gibt es in der Fachrichtung Soziale Arbeit anteilmässig am

Statistik 1.3: **Fachhochschule Zentralschweiz**

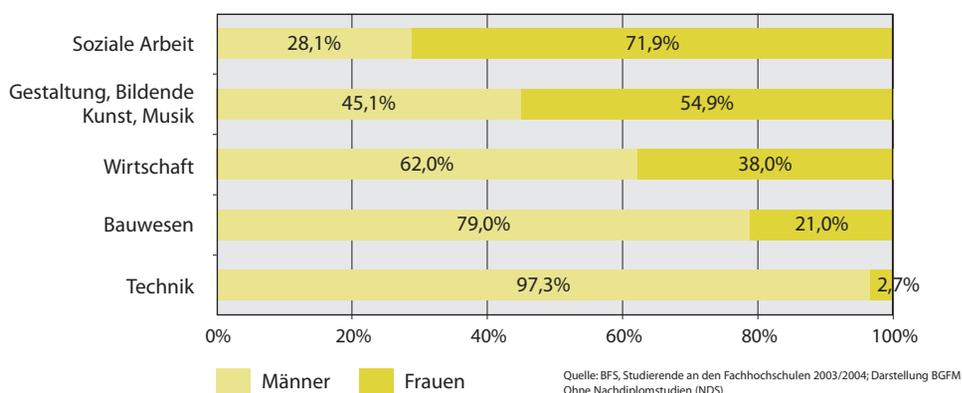
Studierende an der Fachhochschule Zentralschweiz 2003/2004



Quelle: BFS, Studierende an den Fachhochschulen 2003/2004; Darstellung BGF/M Inklusives Nachdiplomstudien (NDS)

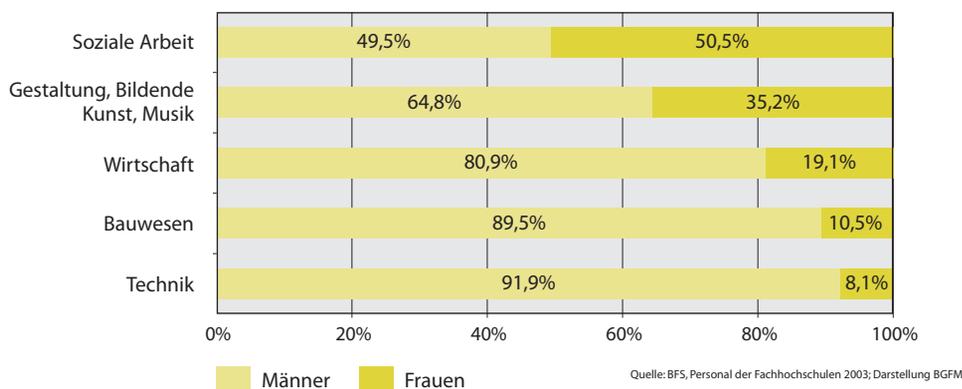
Statistik 1.4: **Fachhochschule Zentralschweiz**

Studierende an der Fachhochschule Zentralschweiz nach Fachbereich und Geschlecht 2003/2004



Statistik 1.5: **Fachhochschule Zentralschweiz**

Wissenschaftliches Personal an der Fachhochschule Zentralschweiz nach Fachbereich und Geschlecht 2003



meisten Dozentinnen. In den Studienfächern, die häufig von Frauen belegt werden, ist auch der Anteil an Dozentinnen höher. Einzig im Fachbereich Technik gibt es verhältnismässig mehr Dozentinnen als Studentinnen.

Statistik 1.6: Universität Luzern

An der Universität Luzern sind die Studentinnen mit 52,1% knapp in der Mehrheit. Damit ist der Frauenanteil an der Universität Luzern vergleichbar mit demjenigen an den meisten anderen schweizerischen Universitäten. Wesentlich geringer ist der Frauenanteil an den Technischen Hochschulen Zürich und Lausanne und an der Universität St. Gallen.

Statistik 1.7: Universität Luzern

Die Fachrichtungen Geschichte und Philosophie studieren an der Universität Luzern vor-

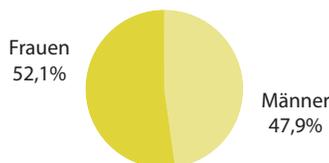
wiegend Männer (69,6%). Bei der Theologie machen die Frauen mit 48% etwas weniger als die Hälfte der Studierenden aus. Mehrheitlich von Frauen gewählt werden die Fachrichtungen Rechtswissenschaft (55,4%) sowie Soziologie und Kommunikationswissenschaft (62,1%).

Statistik 1.8: Universität Luzern

Je höher die universitäre Position, desto stärker sind die Männer vertreten. Der Frauenanteil auf der Ebene der Professuren ist in Luzern an der Theologischen Fakultät mit 3 von 11 Professuren am höchsten. Damit ist der Anteil Professorinnen an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern auch im Vergleich mit anderen schweizerischen Universitäten relativ hoch. An der Rechtswissenschaftlichen Fakultät (2 von 11) und der Geisteswissenschaftlichen Fakultät (1 von 7) ist der Frauenanteil deutlich niedriger.

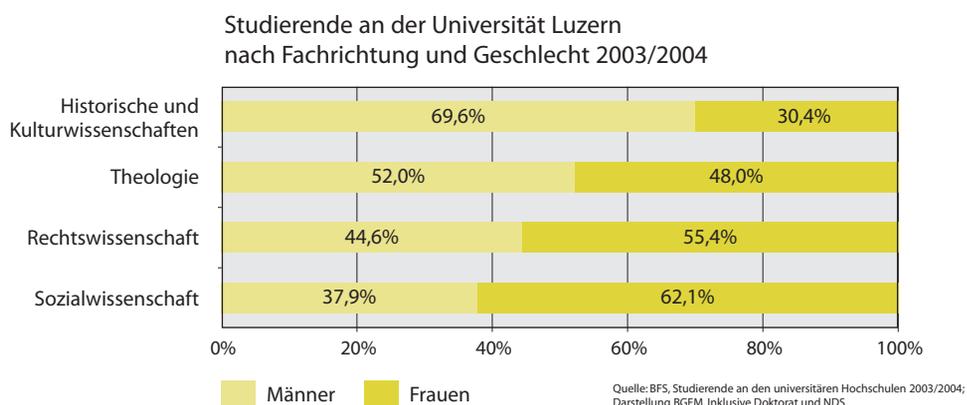
Statistik 1.6: Universität Luzern

Studierende an der Universität Luzern 2003/2004

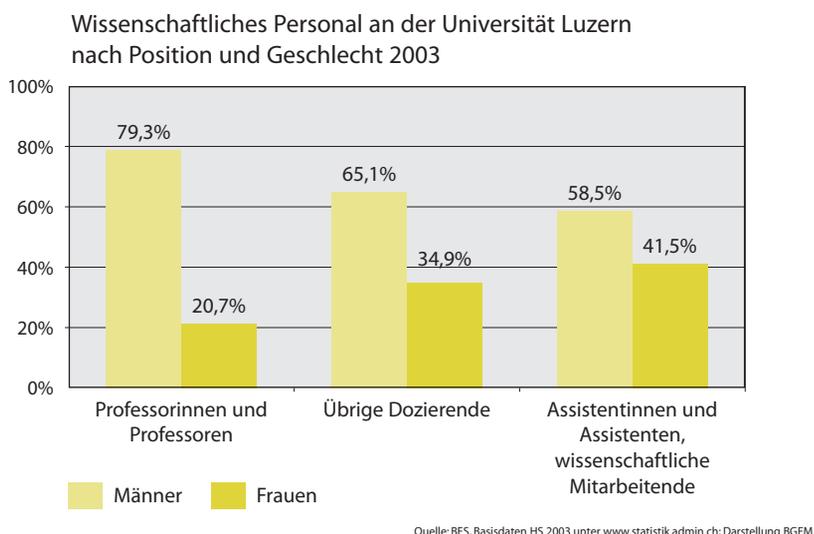


Quelle: BFS, Studierende an den universitären Hochschulen 2003/2004; Darstellung BGF.M. Inklusive Doktorat und NDS

Statistik 1.7: **Universität Luzern**



Statistik 1.8: **Universität Luzern**



GUT AUSGEBILDETE FRAUEN: GEWINN UND HERAUSFORDERUNG

Insgesamt sind bei den Bildungschancen von Mädchen und Frauen grosse Verbesserungen zu verzeichnen. Relativiert werden diese Fortschritte allerdings durch eine Berufswahl, die immer noch von den Mustern traditioneller Geschlechterrollen geprägt ist. Eine zentrale Forderung lautet daher: Dem grossen Schritt von Frauen in Bildung und Beruf müssen Schritte der Männer in der Beteiligung an der Familienarbeit folgen.

Von Regula Julia Leemann, Dozentin Pädagogische Hochschule, Zürich

In einem demokratischen Staat sind gleiche Bildungschancen für Frauen und Männer von zentraler Bedeutung. Je mehr die Norm der Chancengleichheit im Bildungssystem verletzt wird, desto mehr gerät ein Staat unter Legitimationsdruck und muss Massnahmen ergreifen, um Abhilfe zu schaffen. Sowohl das Bildungssystem wie auch der Unterricht müssen darauf ausgerichtet sein, Knaben und Mädchen gleichwertig zu fördern. Sie dürfen nicht Interessensentwicklungen und Berufswahlmuster unterstützen, die einseitig von traditionellen, stereotypen Geschlechterrollen geprägt sind. Neben der geschlechtergerechten Förderung hat die Schule auch die Aufgabe, gleiche Bildungschancen für Kinder aus weniger privilegierten und fremdsprachigen Familien zu gewährleisten.

Die geschlechtsspezifischen Bildungschancen im Kanton Luzern können anhand verschiedener Bildungsindikatoren beurteilt werden. Solche Indikatoren, wie z.B. der höchste erreichte Bildungsabschluss oder die Berufswahl (vgl. Statistik Seite 7), machen Aussagen zum Zu-

gang zu Bildung und zum Einfluss von Bildung auf die Lebensgestaltung.

Bei Bildungsabschlüssen holen Frauen auf

Statistiken des Jahres 2000 zum Bildungsniveau der Wohnbevölkerung im Kanton Luzern zeigen nach wie vor Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern. Frauen konnten häufiger als Männer lediglich die obligatorische Schule besuchen, während Männer häufiger als Frauen einen Berufsabschluss auf der Tertiärstufe (z. B. Höhere Berufsausbildung, Höhere Fachschule, Fachhochschule, Universität) machen konnten. Das Ergebnis aus dem Kanton Luzern deckt sich mit den Resultaten der nationalen Volkszählung.

Diese Momentaufnahme zeigt aber eine wichtige Entwicklung nicht, nämlich wie stark die Frauen in den letzten Jahrzehnten vom Ausbau des Bildungssystems auf allen Stufen profitiert und bezüglich der Bildungsabschlüsse aufgeholt haben. Bei den Frauen im Alter von 25 bis 34 Jahren ist der Anteil jener, die lediglich die obligatorische Schule besuchten, nur noch

unwesentlich höher als bei den Männern. Oder anders gesagt: Inzwischen absolvieren fast alle Frauen und Männer nach der obligatorischen Schule eine weitere Ausbildung. Auf der Tertiärstufe sind Frauen zwar zurzeit noch untervertreten, aber angesichts ihres Aufholens bei der nachobligatorischen Ausbildung und beim Zugang zur Universität ist es nur eine Frage der Zeit, bis sie mit den Männern gleichziehen werden.

Erfolge durch Neuerungen nicht gefährden

Zusammenfassend können deshalb Frauen als die eigentlichen Gewinnerinnen bei der Bildungsexpansion bezeichnet werden. Zum Beispiel profitierten sie stark davon, dass die Mittelschulen (Gymnasien und Fachmittelschulen) nach dem Zweiten Weltkrieg ausgebaut wurden. Zwischen 1950 und 1980 verfünffachten die Frauen ihren Anteil bei den gymnasialen Mittelschulbesuchen, die Männer dagegen konnten ihren Anteil nur knapp verdoppeln. Es ist davon auszugehen, dass – dank veränderten Bildern und Einstellungen zu Frauen- und Männerrollen – ein grosser Teil der Mädchen ab den Siebzigerjahren die Chance erhielt, weiterführende Bildungsgänge zu besuchen.

Für die Zukunft gilt, die Entwicklungen in der Bildungslandschaft zu beobachten und darauf zu achten, dass institutionelle Neuerungen, wie z. B. die Fachmittelschulen in den Bereichen Pflege und Soziales, keinen Rückschlag für

Frauen bringen. Diese Ausbildungen, welche die Diplommittelschulen, aber auch Lehrer/-innen-Seminare ablösen, sind aus historischen Gründen ausgesprochene «Mädchenschulen». Sie erlauben jedoch – im Gegensatz zu den Seminaren – keinen direkten Zugang zur Universität. Wie viele Mädchen sich in Zukunft statt für eine gymnasiale Mittelschule für eine Fachmittelschule entscheiden werden, ist zurzeit nicht absehbar. Die Gefahr besteht jedoch, dass auf diesem Wege die Erfolge beim Zugang der Mädchen zur Universität rückgängig gemacht werden könnten.

Nötig ist geschlechtersensibler Unterricht

Bei der obligatorischen Schulzeit rückte in den letzten Jahren ein gewisser Leistungsrückstand der Knaben immer stärker ins Blickfeld von Forschung, Bildungspolitik und Schulpraxis. Im Durchschnitt repetieren Knaben häufiger eine Klasse und werden öfter in Kleinklassen versetzt als Mädchen. Sie besuchen weniger häufig die Sekundarstufe auf dem leistungshöheren Niveau und weniger häufig das Gymnasium. In Sprache sind sie leistungsmässig klar schwächer als Mädchen. Umgekehrt haben Mädchen gegenüber Knaben in Mathematik und Naturwissenschaften einen Leistungsrückstand. Dieser Rückstand ist allerdings geringer als jener der Knaben bei der Sprache, und er kann auch damit zusammenhängen, dass sich Mädchen in diesen Fächern noch immer viel weniger zutrauen.

All diese Unterschiede sind jedoch in ihrer historischen Dimension noch wenig durchleuchtet. So ist nicht eindeutig festzustellen, ob die Mädchen gegenüber den Knaben leistungsmässig aufgeholt oder sie überholt haben, ob die Knaben leistungsmässig abgefallen sind oder ob die Mädchen ihre guten Leistungen heute besser zur Geltung bringen können, weil sie entsprechende Bildungswege einschlagen dürfen oder weil Bildungsevaluationen (z. B. PISA-Erhebung) diese Leistungen bekannter machen. Erhebungen zu Leistungen von Schülerinnen und Schülern im Kanton Zürich wiesen nämlich schon Mitte der Fünfzigerjahre einen Vorsprung der Mädchen bei der Sprachnote nach.

Um Mädchen und Knaben in der Schule gleiche Chancen zu gewähren, wird es in Zukunft wichtig sein, mittels eines geschlechtersensiblen Unterrichts und einer gleichwertigen Förderung sowohl den Bedürfnissen und Ressourcen der Knaben wie auch jenen der Mädchen gerecht zu werden. Denn geschlechtsrollenspezifische Zuschreibungen in Gesellschaft, Familie und unter Gleichaltrigen (wie z. B. «Bücher sind etwas für Mädchen» oder «Knaben haben ein besseres Technikverständnis») prägen nach wie vor die Entwicklung von Interessen und Kompetenzen von Mädchen und Knaben.

Alte Muster bei der Berufswahl

Mädchen wechseln nach der obligatorischen Schule häufiger zuerst an eine allgemein bil-

dende Schule (Gymnasium, Fachmittelschule, Wirtschaftsmittelschule) oder schalten Überbrückungsjahre (Praktika, Auslandsaufenthalte) ein und gelangen erst mit rund 19 Jahren in eine für einen Beruf qualifizierende Ausbildung an einer Fachhochschule oder einer Universität. Mädchen mit dem Abschluss einer Fachmittelschule erlernen anschliessend meist pädagogische und soziale Berufe, was zum Beispiel den hohen Anteil weiblicher Studierender an der Hochschule für Soziale Arbeit in Luzern erklärt. Männliche Jugendliche dagegen beginnen öfter direkt mit einer Berufsausbildung und steigen schon im Alter von 19–20 Jahren ins Erwerbsleben ein.

Innerhalb der beruflichen Ausbildung machen männliche Jugendliche häufiger eine Lehre im technischen und im gewerblich-industriellen Bereich (z. B. Mechaniker, Schreiner, Elektriker). Frauen bevorzugen Berufe im Dienstleistungssektor (z. B. Verkäuferin, Coiffeuse, Dentalassistentin). Da die Fachhochschulen Technik, Bauwesen und Wirtschaft an die Qualifikationen und Abschlüsse der meist von Knaben gewählten Berufslehren anschliessen, haben Mädchen viel weniger Zugang zu diesen Ausbildungsgängen, die in der Regel zu entsprechend gut bezahlten und für eine berufliche Laufbahn aussichtsreichen Positionen führen.

Nicht nur bei der Berufswahl nach der obligatorischen Schulzeit, sondern auch bei der

Studienwahl zum Besuch der Universität zeichnen sich ausgeprägte geschlechtsspezifische Muster ab, die in den letzten zwei Jahrzehnten im Grossen und Ganzen stabil blieben. Hierbei unterscheidet sich der Kanton Luzern nicht von der übrigen Schweiz. Das Fehlen von Frauen oder Männern in einem Beruf wird jedoch von der Gesellschaft nicht immer als gleich problematisch wahrgenommen. So wird zum Beispiel in letzter Zeit das zunehmende Fehlen von Männern an der Primarstufe in einer breiteren Öffentlichkeit als Mangel wahrgenommen, während die praktische Abwesenheit von Frauen in technischen Berufen nach wie vor in vielen Kreisen kaum Anlass zur Sorge bietet. Dies erstaunt, weil es genauso wichtig wäre, die Erfahrungen von Frauen in die Entwicklung von Technik einfließen zu lassen, wie es zu begrüssen ist, wenn Mädchen und Knaben in der Schule auch von männlichen Erziehungspersonen betreut und unterrichtet werden.

Bewegung in einzelnen Branchen

Werden die Berufsgruppen etwas differenzierter betrachtet, ist trotz grosser Beharrungstendenzen ein wenig Bewegung in den Berufswahlmustern festzustellen. So wählen beispielsweise immer mehr Mädchen Berufe in der Textilherstellung, der Holzverarbeitung und der grafischen Industrie. Dies sind jedoch gleichzeitig Branchen, deren Arbeitsplätze bedroht sind wegen des Strukturwandels (Abbau von Arbeit im gewerblich-industriellen

Sektor, Ausweitung des Dienstleistungssektors). Auf der Gegenseite gibt es einige Hinweise darauf, dass sich Knaben stärker für qualifizierte Berufe im expandierenden Bereich der Pflege zu interessieren beginnen. Längerfristig sind die Berufswahlprozesse bei Mädchen und Knaben deshalb auf dem Hintergrund von wirtschaftlichen Umstrukturierungen zu beurteilen.

Familiäre Hintergründe berücksichtigen

Nicht nur die Bildungschancen sind für Mädchen und Knaben unterschiedlich, auch die familiäre Situation, in der Kinder aufwachsen, hat ganz erhebliche Auswirkungen auf die schulischen Erfolge. Kommen Kinder mit Migrationshintergrund in den Kindergarten und in die Schule, müssen die meisten von ihnen Deutsch wie eine Fremdsprache erlernen. Beurteilt werden sie jedoch oft so, als ob es ihre Muttersprache wäre. Schweizer und ausländische Kinder, deren Eltern nur wenige Jahre zur Schule gehen konnten, haben ebenfalls mehr Mühe, den schulischen Leistungsanforderungen nachzukommen. Oft prägen finanzielle und soziale Probleme den Familienalltag, und die Eltern haben weniger Möglichkeiten, ihre Kinder so zu fördern, wie es in Mittelschichtfamilien alltäglich ist. Es fehlt ihnen an Zeit, Geld und Wissen dazu. Sowohl auf der Ebene Unterricht wie auch in den Bereichen Schulqualität, Schulkultur und Bildungspolitik müssen Massnahmen ergriffen werden, um die

Bildungschancen für fremdsprachige und sogenannte bildungsferne Kinder zu verbessern.

Frauenbildung fordert Männer heraus

Zurückkommend auf die Chancengleichheit von Frauen und Männern ist festzuhalten, dass dem grossen Schritt von Frauen in Bildung und Beruf ein ähnlicher Schritt der Männer in der Beteiligung an der Familien- und Betreuungsarbeit folgen müsste. Denn die langen Ausbildungszeiten und die generelle Höherqualifizierung von Frauen haben zur Folge, dass die jungen Frauen, wenn sie ins Berufsleben einsteigen, biografisch nahe an das Alter kommen, in dem sie eine Familie gründen könnten. Angesichts der nach wie vor bestehenden Vorstellungen und Realitäten geschlechtsspezifischer verteilter familiärer Rollen kann dies zu konfliktträchtigen Situationen führen. Denn heute wollen die meisten jungen Frauen nach einer langen Ausbildungszeit zuerst einmal im Beruf Fuss fassen, und viele von ihnen wollen längerfristig Beruf und Familie vereinbaren.

Gleichzeitig antizipieren Frauen, dass es weitgehend an ihnen liegen wird, diese Doppelorientierung auf Beruf und Familie zu verwirklichen, da Knaben und Männer wenig Bereitschaft zeigen, sich für eine gleichberechtigte Arbeitsteilung bei der Kinderbetreuung und der Hausarbeit zu engagieren. Eine Konsequenz ist, dass Frauen häufig Teilzeit arbeiten, sich weniger beruflich weiterbilden und öfter

Tätigkeiten ausüben, die unter ihren Ausbildungsqualifikationen angesiedelt sind. Die jungen Männer dagegen konzentrieren sich nach dem Berufsbildungsabschluss ganz auf ihre beruflichen Interessen und Ambitionen, ohne jedoch auf Kinder verzichten zu müssen.

Chancengleichheit erreichen

Erfolge für die Chancengleichheit im Bildungssystem müssen sich immer auch in anderen Bereichen, sei es in der Wirtschaft, in der Politik oder in der Familie, bewähren und Folgen zeigen. Chancengleichheit ist dann erreicht, wenn die verstärkte Bildungspartizipation von Frauen beispielsweise auch zu einer egalitären Vertretung in politischen Ämtern, zu einer partnerschaftlichen Aufgabenteilung in der Familie, zu familienfreundlichen Arbeitsmodellen in der Wirtschaft und zu gleichen Berufschancen geführt hat. ■

Literaturhinweise:

Bundesamt für Statistik (2004). *Bildung und Wissenschaft*. Zugriff am 17. Dezember 2004 auf http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/bildung_und_wissenschaft.html.

Schweizerische Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten (2004). *Achtung Gender. Ausbildungsverhalten von Mädchen und jungen Frauen: Trends und Tipps*. Dübendorf: Versandbuchhandlung.

Stamm, Hanspeter & Lamprecht, Markus (2004). *Entwicklung der Sozialstruktur. Analyse der Volkszählung 2000*. Vorabdruck. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.

MIT ALLEM SCHRECKLICH SPÄT

Eva Zwimpfer

geboren 1926

Künstlerin

lebt in Luzern

Von Kathrin Spring

In der Nacht hat Eva Zwimpfer eine letzte Bildtafel fertig gemalt. Speziell für diesen Ort, das Betagtenzentrum Rosenberg. Und nun, am frühen Sonntagmorgen, steht sie vor dem Vernissagepublikum. «Meine Stimme wird am Anfang noch etwas vibrieren», sagt sie, «die Tränen sind nah.» Anspannung und Freude auf die Ausstellung hin waren gross. Auf der Wiese, wo jetzt das Betagtenzentrum steht, hatte sie als Kind oft gespielt. Heute erzählt sie hier aus ihrem Leben. Und wie sie da so steht, die 78-jährige Künstlerin, würde man vielleicht auf eine Bäuerin schliessen, wäre da nicht ihre besondere Handtasche mit dem aufgenähten Hund. Diese Irritation im trauten Bild.

Das Mädchen Eva wäre gerne Dekorateurin geworden. Aber die Umstände waren nicht so. Der Vater Lehrer, die Mutter Lehrerin. Für eine der drei Töchter war der Weg vorgegeben: Lehrerin. «Du kannst dann in den Ferien malen», hatte der Vater gesagt. Und die Mutter, früh Waisenkind geworden, hatte immer auf andere Mädchen, hübschere und gescheiterte, verwiesen. Von ihrem grössten Traum sagte Eva nie ein Wort. Bildhauerin wäre sie am liebsten geworden.

«Ich war folgsam und brav», stellt Eva Zwimpfer trocken fest. Sie sitzt im Lehnstuhl in der Stube ihres Elternhauses auf der Rosenberghöhe. Rundherum zahlreiche ihrer Kunstwerke. In einem Korb ein kleiner rosaroter Teufel aus Plastilin, festgehalten von alten Gabeln. In Büchern Bilder grosser Narben auf ihrem Bauch. Im Gang eine Art Schaufensterpuppe mit zwei getrockneten Kuhfladen auf Brusthöhe. Nichts Braves mehr.

Die junge Lehrerin war mit dem Velo unterwegs von Schulhaus zu Schulhaus. Singen hier, Turnen da, Zeichnen dort. Lehrerüberschuss. Später gab man ihr eine 3./4. Klasse im Moosmatt, dann eine 5./6. im Säli. Sie war – «rückblickend gesehen» – eine strenge Lehrerin. Damals wusste man nichts anderes. Wie hätte sie auf jedes der 40 Kinder individuell eingehen können? Vom sozialen Umfeld sprach ohnehin niemand. Gab's Probleme, gab's Strafen. Das würde sie heute anders machen.

Am schulfreien Nachmittag lernte die junge Frau Aquarellieren und textiles Gestalten. Wie sich der Vater (später Personalchef des Kantons, Oberst und CVP-Grossrat) das vorgestellt hatte.



«ICH WAR FOLGSAM UND BRAV»

Immerhin, er schenkte ihr zu Weihnachten eine Staffelei und brachte sonntags nach dem Kirchgang die NZZ mit. Dort las die Tochter von Oskar Kokoschkas Schule des Sehens. Zweimal nahm sie an dieser Sommerakademie in Salzburg teil, lernte Akt malen. Den Meister sah sie selten, begeistert war sie trotzdem. Kokoschka hatte gesagt: «Wer etwas kann, kann im Kellerloch malen. Es kommt ans Licht.»

Man gab der bewährten 5./6.-Klass-Lehrerin eine Oberschule im Maihof. Sie war mit diesen schwierigen Schülern überfordert, lernte im Schulhaus ihren Mann kennen, Lehrer auch er. Heirat mit 36 Jahren. Nach zwei und vier Jahren kamen Sohn und Tochter zur Welt. Eva Zwimpfer gab den Lehrberuf auf, war ganz Mutter, wie es sich damals gehörte. Malte, zeichnete und bastelte mit den Kindern für den Hausgebrauch. «Von der Kunst sprach ich immer wieder. Mein Mann sagte jeweils, ich sei frei, doch ich glaube, Verständnis für mein künstlerisches Schaffen hatte er kaum. Oder erst, als ich Anerkennung von aussen erhielt.» Eva Zwimpfer formuliert vorsichtig. Ihr Mann starb 1996, im gleichen Jahr, als sie für ihr Werk den Anerkennungspreis der Stadt Luzern erhielt.

Die Hausfrau und Mutter hatte im Reihenhaus an der Mozartstrasse alle Handarbeiten bis hin zum Klöppeln durchgemacht, als sie ein Bild der Pelztasse von Meret Oppenheim sah und reali-

sierte, «dass es auch Objektkunst gibt». Am Küchentisch begann sie, aus alltäglichen Materialien und Gegenständen etwas Neues zu machen. Kunstwerke? Anfang der Neunzigerjahre steckte sie einige Sachen in einen Plastiksack, ging zum Künstler Stefan Banz und fragte: «Ist das etwas?» Er ermunterte sie, bei der Jahresausstellung der Innerschweizer Kunstschaftenden mitzumachen. Stadt, Kanton und Kunstmuseum kauften ein Werk. Das gab ihr Selbstvertrauen.

1993 organisierte die Kulturvermittlerin Lisa Fuchs an der Zürichstrasse die erste Ausstellung mit Werken von Eva Zwimpfer. 67 Jahre alt war die Künstlerin damals. Inzwischen ist die Liste der Ausstellungen lang, und die Kunstkritik lobt: Alltagsmaterialien, Fundsachen werden zu rätselvollen, verspielten, spöttisch-witzigen Signalen dafür, dass es die Sichtweise ist, die aus dem Gewöhnlichen das schafft, was Kunst heisst. Die Eingriffe der Künstlerin sind manchmal kleiner, manchmal grösser – sie folgen wie nachgiebig den Intentionen des Objekts, auch wenn sie es willentlich anders und falsch verstehen, ihm eine irritierende Bedeutung zumessen.

Erotik, Religion, Geschlechteridentität, Rollenverhalten, Körperkult und Krankheit sind wiederkehrende Themen in Eva Zwimpfers Schaffen. Eines ihrer bekanntesten Werke stammt aus dem Jahr 1996: Eine knallgelbe Badekappe liegt umgedreht da, aus der Öffnung quillt Frauen-

«ICH SEHE IN ALLEM ETWAS»

haar. Auch heute noch bearbeitet Eva Zwimpfer Alltägliches, Zufälliges, Weggeworfenes. Formt um, benennt um. Im Betagtenzentrum hängen 21 Milchtüten, das Innere nach aussen gekehrt, bemalt, bestickt, beklebt. Mit Heiligenbildern, Plastikgiraffen und einer Wursthaut zum Beispiel. An einer anderen Wand ein gebrauchtes Haushaltspapier. Die Schmutzflecken kunstvoll umhäkelt. Ein Insekt kommt zum Vorschein. «Ich sehe in allem etwas», sagt die Künstlerin. Nur manchmal sei sie zu faul, sitze im Lehnstuhl, stricke Socken und sehe fern. Eva Zwimpfer hat mehrere Operationen hinter sich, über ein Jahr lang hat sie ihren schwerkranken Mann gepflegt. Jetzt braucht sie den Druck einer Ausstellung und einen geregelten Arbeitstag. «Ist die Trägheit einmal überwunden, arbeite ich rasch und impulsiv», sagt sie, führt in den ersten Stock, zeigt Pult und Tisch, wo sie sich, wenn immer möglich, von neun bis elf Uhr der Kunst widmet. Ausnahmsweise ist jetzt, nachdem für die Ausstellung alles fertig ist, ziemlich aufgeräumt. «Das täuscht», sagt die Künstlerin nur, «ich bin eine Chaotin.»

Zweimal in der Woche geht Eva Zwimpfer zur Kirche. In dieser Beziehung ist sie katholisch-konservativ. Eine richtige Messe muss es sein, in der Kapelle St. Peter: «Ich bin fromm und muss wegen der Kirchenaustritte inzwischen für die ganze Familie beten.» Im Rosenberg hängen acht Engel, der heilige Antonius und eine Dornenkrone. Nach der Kirche das Café. Auch

das gehört zum Ritual von Eva Zwimpfer. Sie ist oft allein unterwegs: «So sehe und finde ich all das, was ich für die Kunst brauchen kann.» Auf dem Pult wartet eine überfahrene Petflasche. Früher ist Eva Zwimpfer viel gereist. Jetzt besucht sie höchstens noch ihre Tochter und die Enkelkinder in Südfrankreich. Die Tochter bietet dort Töpferkurse an. Als Mutter und Lehrerin hatte sich Eva Zwimpfer seinerzeit für ihr gescheites Mädchen gewehrt und kurzerhand einen Kleinkindergarten gegründet, als es hiess, das Kind sei ein paar Wochen zu jung für den öffentlichen Kindergarten. Beide Kinder wurden vom Lehrerehepaar nach Noten gefördert. Die Tochter studierte Rechtswissenschaften, der Sohn wurde Industriedesigner.

«Ja, die Berufswahl.» Für Frauen hat sich hier von einer Generation zur andern nach Meinung von Eva Zwimpfer am meisten verändert: «Ein breites Spektrum hat sich aufgetan. Hausfrau und Mutter, so wichtig es sein mag, ist nicht mehr das Maximum, das es zu erreichen gilt.» Politisiert wurde sie in jüngeren Jahren auch von ihrer Schulkameradin Josi J. Meier und deren Einsatz für das Frauenstimmrecht. In der Kunst stellt sie indessen keine Benachteiligung von Frauen fest. Eher ein Problem, das Frauen und Männer gleichermaßen trifft: 50 Jahre nach Kokoschkas Sehschule ist sie nicht mehr so sicher, ob Kunst allein von Können abhängt oder nicht mindestens so sehr von Kennen. Von Beziehungen zu den richtigen Leuten.

«ES IST NIE ZU SPÄT»

Eva Zimpfer ist stolz, im Leben etwas erreicht zu haben – aus eigener Kraft: «Den Durchbruch als Künstlerin schaffte ich zwar erst spät, aber ich bin mit allem im Leben schrecklich spät. Weil ich so folgsam, so brav war.» Eine kindliche Naivität und Kreativität bis ins Alter bewahrt zu haben, das betrachtet sie als ihre Stärke: «Und das ist auch der Grund, warum ich mich nicht längst zur Ruhe gesetzt habe und den ganzen Tag Kaffee trinke.»

In das Elternhaus auf der Rosenberghöhe ist Eva Zwimpfer erst letztes Jahr zurückgekehrt. Noch sind nicht alle Kartonschachteln ausgepackt. Sohn Martin wohnt schon länger hier. «Neben seiner Berufsarbeit ist er mein Manager», sagt die Mutter stolz. Unter dem Namen Zwimpfer Zwimpfer arbeiten die beiden zuweilen auch künstlerisch zusammen. Jetzt plant der Sohn auf dem grossen Grundstück einen modernen Anbau. Erstmals in ihrem Leben wird Eva Zwimpfer ein Atelier erhalten. «Es ist nie zu spät», sagt sie und freut sich darauf, dann wirklich Platz für ihr Kunstschaffen zu haben. Ihren Traum, Bildhauerin zu werden, wird sie sich wohl aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr erfüllen können. Aber sie hätte Lust auf einen Schweisskurs.

Im vergangenen Jahr, mit 77 Jahren, nahm sie zum ersten Mal an einer Schreibwerkstatt teil. Auf dem Monte Verità im Tessin. Nicht ohne Auswirkungen auf ihr künstlerisches Werk. Im Rosenberg hängt eine idyllische Bergland-

schaft, auf die sie mit grosser Lehrerinnen-Wandtafelschrift geschrieben hat: «Über den Bergen weit zu wandern, sagen die Leute, wohnt das Glück, und ich ging im Schwarme der andern, kam mit verweinten Augen zurück.» Nicht weit davon hängt ein bluttriefender, dreiteiliger Krimi: Der rote Slip.

Zum Abschluss der Vernissage spielt eine junge Pianistin ein Werk von Leoš Janáček. Melodien brechen unvermittelt ab, das Tempo wechselt überraschend. Vertraute Klänge mit Irritationen. Ein eigenwilliges Kunstwerk. Wie das von Eva Zwimpfer. Und wie die Künstlerin mit dem kleinen Hund auf der Handtasche. ■

HAUSHALT UND FAMILIE: FAKTEN UND TENDENZEN

Die Haushalts- und Familiensituation beeinflusst Verhalten und Bedürfnisse in vielen Lebensbereichen entscheidend. Alleinerziehende Personen haben beispielsweise ganz andere Probleme zu bewältigen als Alleinlebende. Die bezahlte und die unbezahlte Arbeit sind sehr unterschiedlich auf Frauen und Männer verteilt. Obwohl die unbezahlte Arbeit für die Gesellschaft unentbehrlich ist, bleibt ihre ökonomische Wertschätzung bis heute gering.

Die meisten Frauen und Männer leben in einer Partnerschaft, sei es mit oder ohne Kinder. Die Zahl der Ehepaare mit Kindern ist in den letzten zehn Jahren etwas gesunken. Deutlich mehr Frauen als Männer leben allein und fast doppelt so viele Frauen wie Männer erziehen ihre Kinder allein.

Die Frauen tragen die Hauptlast der unbezahlten Haus- und Familienarbeit, unabhängig von der gelebten Haushalts- und Familiensituation.

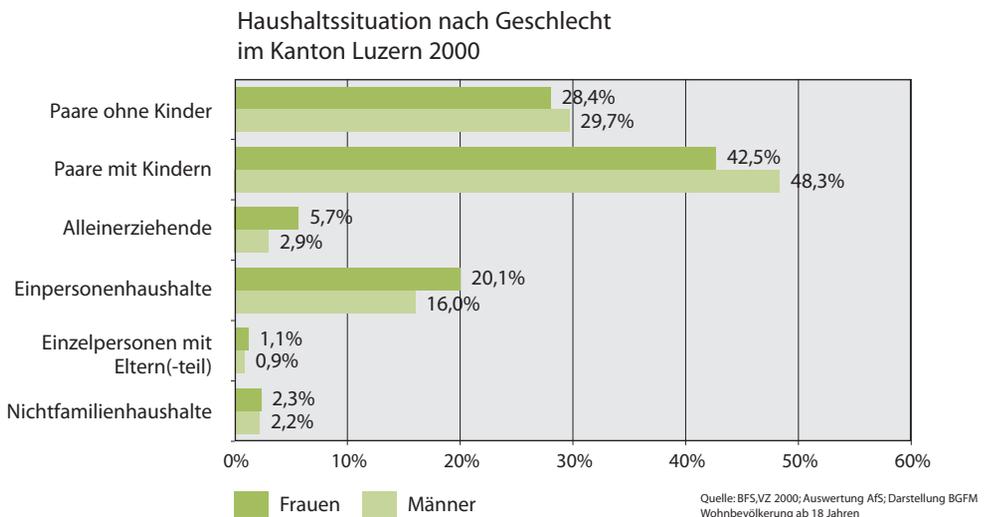
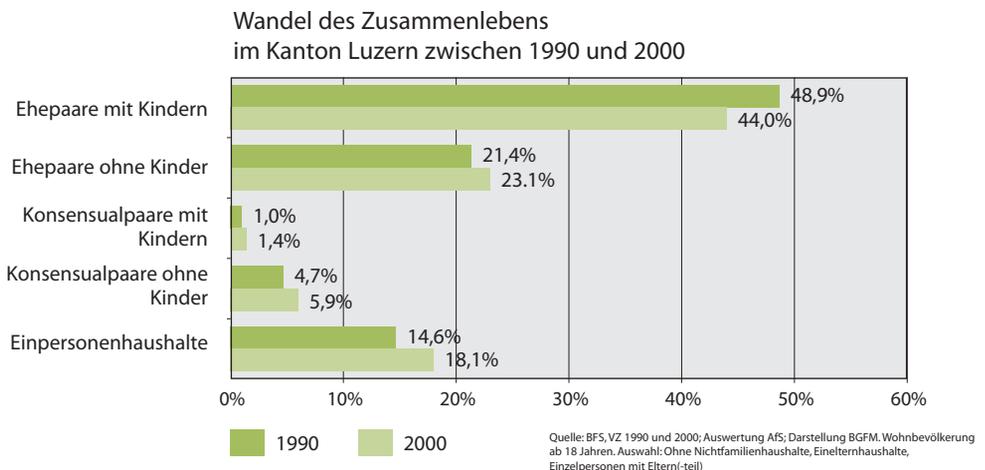
Statistik 2.1: **Haushalts- und Familiensituation**

Beinahe die Hälfte der erwachsenen Personen lebt in einer Partnerschaft mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren. In einem Zweipersonenhaushalt leben 28,4% der Frauen und 29,7% der Männer. 5,7% der Frauen, aber nur 2,9% der Männer ziehen mindestens ein Kind alleine gross. Die Zahl der allein erziehenden Väter ist seit 1990 leicht gesunken, während jene der allein erziehenden Mütter in etwa gleich blieb. Ein beachtlicher Teil der Luzerner Wohnbevölkerung lebt in Einpersonenhaus-

halten. Es sind dies 16% der Männer und 20,1% der Frauen. Die Differenz ist auf die höhere Lebenserwartung von Frauen zurückzuführen.

Statistik 2.2: **Haushalts- und Familiensituation**

Der Anteil an erwachsenen Personen, die in der Haushaltsform «Ehepaar mit Kindern» leben, ist in den letzten zehn Jahren von 48,9% auf 44% zurückgegangen. Bei allen anderen Paarhaushalten ist seit 1990 ein Anstieg zu verzeichnen. Auch die Zahl der Einpersonenhaushalte hat in den vergangenen zehn Jahren deutlich zugenommen.

Statistik 2.1: **Haushalts- und Familiensituation**Statistik 2.2: **Haushalts- und Familiensituation**

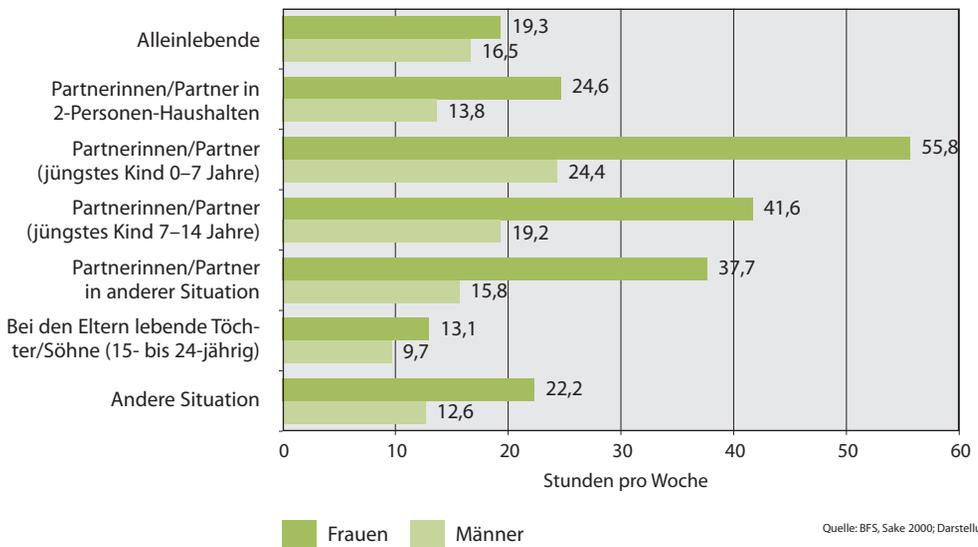
Statistik 2.3: Haus- und Familienarbeit

Frauen in der Zentralschweiz wenden deutlich mehr Zeit auf für Haus- und Familienarbeit als Männer, unabhängig von der gelebten Haushalts- oder Familienform. Bei Familienhaushalten mit Kindern unter sieben Jahren ist der Anteil der von Frauen geleisteten Haus- und Familienarbeit mit 55,8 Stunden mehr als doppelt so hoch wie jener der Männer mit 24,4 Stunden. Die bei den Eltern lebenden Töchter zwischen 15 und 24 Jahren wenden für die Haus- und Familienarbeit mehr Zeit auf (13,1 Std. pro Woche) als die Söhne (9,7 Std. pro Woche).

Auch wenn ausschliesslich die Betreuung von Kleinkindern (0 bis 7 Jahre) betrachtet wird, wenden Frauen in der Zentralschweiz mit 23,7 Stunden fast doppelt so viel Zeit auf wie Männer mit 13,5 Stunden. Sobald die Kinder das Schulalter erreicht haben, reduziert sich der Betreuungsaufwand für die Frauen auf 8,2 Stunden pro Woche und für die Männer auf 7,4 Stunden pro Woche.

Statistik 2.3: Haus- und Familienarbeit

Zeitaufwand für die Haus- und Familienarbeit nach Geschlecht in der Zentralschweiz 2000



FAMILIE UND GLEICHSTELLUNG – EIN TRAUMPAAR

Auch im Kanton Luzern haben sich die Haushaltstrukturen und Familienformen in den letzten zehn Jahren gewandelt. Die Zahl der Haushalte mit Kindern nimmt ab. Frauen sind vermehrt erwerbstätig. Trotzdem tragen sie nach wie vor die Hauptlast der Familienarbeit. Nötig sind bessere Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie – auch und gerade für Männer. Und nötig ist ein besserer Familienlastenausgleich.

Von Jürg Kruppenacher, Direktor Caritas Schweiz und Präsident der Eidgenössischen Koordinationskommission für Familienfragen (EKFF)

Die Geschichte der Familien- und der Gleichstellungspolitik in der Schweiz war lange Zeit von Divergenzen geprägt. Die Familienpolitik orientierte sich bis in die Achtzigerjahre an einer traditionellen, bürgerlichen Familien- und Geschlechterkonzeption. Im Vordergrund stand der wirtschaftliche Schutz der Familien mit einer traditionellen Arbeitsteilung. Die Männer nahmen die Rolle der ausserhäuslich erwerbstätigen Ernährer wahr. Die Frauen wurden auf die Hausarbeit und die Betreuung verwiesen. Damit wurde auch die Lohnungleichheit zwischen den Geschlechtern legitimiert. Demgegenüber setzte sich die Gleichstellungspolitik schon früh für das Recht der Frauen auf Bildung und Erwerbstätigkeit ein.

Der gesellschaftliche Wandel und die Bildungsexpansion in den Sechzigerjahren hatten eine tiefgreifende Veränderung im Rollenverständnis der Frauen zur Folge. Eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie wurde zu einem zentralen Anliegen der neuen Frauenbewegung. Die Erwerbsbeteiligung der Frauen

und insbesondere der Mütter stieg kontinuierlich. Auch Männer begannen vermehrt, ihre Rolle zu überdenken. Die traditionelle Familien- und Geschlechterkonzeption wurde immer mehr in Frage gestellt. Dadurch wurde das Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf auch in der Familienpolitik zu einem prioritären Thema.

Frauen für Familienarbeit zuständig

«In der Schweiz machen Familien nur noch einen Drittel der Privathaushalte aus, aber noch immer lebt die Mehrheit der Bevölkerung in Familienhaushalten.» Zu diesem Befund kommt der Familienbericht 2004. Die Zahl der Privathaushalte ist in der Schweiz seit 1970 deutlich stärker gewachsen als die Bevölkerung. Verantwortlich dafür ist das starke Wachstum der kinderlosen Haushalte, namentlich die starke Zunahme der Einpersonenhaushalte. Im Kanton Luzern leben noch 44% der Bevölkerung in einem Haushalt mit Ehepaar und mindestens einem Kind (gesamtschweizerisch sind es 46,7%).

Nur noch für einen Drittel aller Paarhaushalte mit einem Kind im Vorschulalter gilt das sogenannte Alleinernährermodell (vollzeitlich erwerbstätiger Mann kommt für die Familie auf). Die Erwerbsquote der Frauen ist auch in Haushalten mit Kindern im Vorschulalter stark angestiegen. Frauen wenden aber nach wie vor deutlich mehr Zeit für die Haus- und Familienarbeit auf als Männer. Besonders drastisch ist der Unterschied bei Haushalten mit Kindern im Vorschulalter. In dieser Phase beläuft sich der Zeitaufwand für Haushalt- und Familienarbeit bei den Frauen auf 55,8 Stunden, währenddem die Männer gerade einmal 24,4 Stunden einsetzen. Dabei wenden die Frauen 23,7 Stunden für die Kinderbetreuung auf. Bei den Männern sind es 13,5 Stunden.

Von der gesamten unbezahlten Arbeit in unserer Gesellschaft, die auf einen Wert von 250 Milliarden Franken geschätzt wird (Hausarbeit, Erziehungs- und Betreuungsaufgaben sowie Freiwilligenarbeit), leisten Frauen rund zwei Drittel. Für diese grosse volkswirtschaftliche Leistung erhalten sie keinen Lohn, sondern sie «bezahlen» diesen Einsatz in der Regel mit weniger qualifizierter und schlechter entlohnter Teilzeitarbeit sowie mit geringeren Entwicklungschancen im Beruf – mit Blick auf die Gleichstellung ein verhängnisvoller Zusammenhang.

Viele Familien von Armut betroffen

Zur finanziellen Situation der Familien im Kanton Luzern liegen keine Angaben vor. Das ist

bedauerlich. Denn Familien sind gegenüber Haushalten ohne Kinder nicht nur finanziell benachteiligt. Sie sind auch überdurchschnittlich von Armut betroffen. Am höchsten ist das Armutsrisiko für Einelternfamilien. Fast ein Viertel aller Einelternfamilien (vorwiegend Frauen) lebt trotz Alimenten und Sozialhilfe unter der Armutsgrenze. Ebenfalls stark armutsgefährdet sind Paare mit drei und mehr Kindern. Bei der Mehrheit der Armen im Erwerbsalter handelt es sich um sogenannte Working poor, also um Personen, die in einem Haushalt leben, dessen Einkommen unter der Armutsgrenze liegt. Gestützt auf die Schweizerische Arbeitskräfteerhebung 2002 leben in der Schweiz 505'000 Working poor. Davon sind 219'000 Kinder. Armut ist heute längst kein Randgruppenproblem mehr. Die soziale Ungleichheit bei den privaten Haushalten ist in der Schweiz zwischen 1991 und 1998 deutlich grösser geworden. Nur gerade für die reichsten 10 Prozent der Haushalte ist das verfügbare Einkommen in dieser Zeit gestiegen. Zwei Drittel aller Haushalte haben heute ein niedrigeres verfügbares Einkommen als zu Beginn der Neunzigerjahre.

Fehlende Familienfreundlichkeit

Zu Angeboten der familienergänzenden Betreuung gibt es sowohl für den Kanton Luzern wie auch für die ganze Schweiz nur dürftige statistische Angaben. Was man weiss: Beinahe ein Drittel aller Haushalte mit Kindern unter 15 Jahren nimmt Angebote im Bereich der familien-

ergänzenden Kinderbetreuung in Anspruch. Dieser Anteil hat sich seit 1991 mehr als verdoppelt. Rund die Hälfte der familienexternen Kinderbetreuung wird jedoch von Verwandten und Bekannten übernommen – auch hier sind es überwiegend Frauen: Grossmütter, Tanten, Freundinnen. Im Kanton Luzern gab es im Jahr 2001 lediglich 24 Kindertagesstätten. Im Durchschnitt kommt damit auf 1000 Kinder nicht einmal eine solche Einrichtung, sondern lediglich 0,8. Mit der Anstossfinanzierung des Bundes, die im Februar 2003 zu laufen begann, soll die Zahl der Kindertagesstätten in der ganzen Schweiz erhöht werden.

Gute Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie fehlen indessen oft auch in anderen Bereichen: In der Wirtschaft sind dies flexible Arbeitsmodelle und qualifizierte Teilzeitstellen sowohl für Frauen wie auch für Männer, in der Bildung vor allem Blockzeiten, Mittagstische und Tagesschulen (Blockzeiten werden im Kanton Luzern auf das Schuljahr 2006/07 flächendeckend eingeführt). Weil Frauen heute genauso gut ausgebildet sind wie Männer, wäre es auch volkswirtschaftlich wünschenswert, wenn sie ihre Fähigkeiten im Erwerbsleben einsetzen könnten.

Vereinbarkeit ist kein privates Problem

Über die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird zwar viel geredet, in der Schweiz wird die Frage aber immer noch als privates

Problem betrachtet. Politische Massnahmen werden nur sehr zögerlich umgesetzt. Weil es an Angeboten der familienergänzenden Betreuung und an Bildungseinrichtungen fehlt, verschieben immer mehr, vor allem gut ausgebildete Frauen die Erfüllung ihres Kinderwunsches auf später oder verzichten ganz auf Kinder. Dies ist einer der Gründe für die niedrige Geburtenrate.

Es sind vor allem die Frauen, die den Preis dafür bezahlen, dass Familie und Beruf nur schwer vereinbar sind. Fast zwei Drittel aller Frauen mit Kindern unter sieben Jahren gehen einer Erwerbsarbeit nach. Um die zeitliche und arbeitsmässige Belastung zu reduzieren, arbeiten viele Frauen Teilzeit. Die Teilzeitarbeit bringt jedoch, wie erwähnt, ein geringeres Erwerbseinkommen und verminderte Karrierechancen mit sich.

Neben der Verbesserung struktureller Rahmenbedingungen gilt es gleichzeitig, die zum Teil noch tief sitzenden Rollenmuster abzubauen. Laut Umfragen wünschen sich zwar immer mehr Männer eine aktivere Vaterrolle, doch in der Praxis setzen nur wenige diese Wünsche tatsächlich um. Umgekehrt wünschen sich immer mehr Frauen ein stärkeres Engagement ihres Partners in der Haus- und Familienarbeit, tun sich aber schwer damit, die Verantwortung dafür teilweise abzugeben. Frauen und Männer sind gefordert, ihre Rollenmuster zu reflektieren

und eine faire Arbeitsteilung je nach Lebenssituation immer wieder neu zu verhandeln. Analog zur Frauenförderung im Erwerbsbereich braucht es eine Männerförderung im Familienbereich, um die Väter in einer neuen Arbeits- und Rollenteilung zu unterstützen und zu stärken.

Das Duo Familie und Gleichstellung

Die Vorteile einer sowohl familien- wie auch gleichstellungsfreundlichen Politik liegen auf der Hand: Kinder erleben beide Eltern als selbstverständlich in Beruf und Familie tätig. Männer haben durch die Mitverantwortung in Haushalt und Familie mehr Nähe zu den Kindern. Frauen bleibt ein oft schwieriger beruflicher Wiedereinstieg erspart. Wenn Mütter und Väter nicht mehr zwischen beruflichen und familiären Aufgaben hin und her gerissen werden, können Betriebe mit motivierten, leistungsfähigen und zufriedenen Mitarbeitenden rechnen, mit weniger Absenzen und weniger Fluktuation.

Die Forderung nach einer besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf darf aber nicht gegen andere familienpolitische Anliegen ausgespielt werden. Familien erbringen über die ganze Lebensspanne eines Menschen, von der Geburt über die Erziehung der Kinder bis zur Pflege von betagten Angehörigen, wichtige, unersetzliche Leistungen. Ob und wie diese Leistungen erbracht werden, hängt wesentlich

von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab. Unsere Gesellschaft sollte darum alles Interesse daran haben, diese Rahmenbedingungen so familienfreundlich wie nur möglich zu gestalten. Eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist dafür eine Grundvoraussetzung.

Ebenso notwendig ist aber eine Verbesserung des Familienlastenausgleichs. Kinder grosszuziehen kostet viel Geld. Familien sind darum finanziell gegenüber Haushalten ohne Kinder klar benachteiligt. Es ist deshalb nichts als gerecht, dass sich die Gesellschaft über Familienzulagen und Steuererleichterungen an diesen Kosten beteiligt und auf diese Weise die Leistungen der Familien für die Gesellschaft anerkennt. ■

Literaturhinweise:

Eidgenössisches Departement des Innern (2004). *Jahresbericht 2004*. Bern.

Grossenbacher, Silvia (2004). Familienpolitik und Gleichstellungspolitik in der Schweiz – gegeneinander oder miteinander. In: Eidgenössische Koordinationskommission für Familienfragen (Hg.): *Zeit für Familien. Beiträge zur Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsalltag aus familienpolitischer Sicht*. Bern.

Häni, Elisabeth (2003). Work-Life-Balance: Neue Zauberformel für ein altes Anliegen. *Panorama. Zeitschrift für Berufsbildung-Berufsberatung-Arbeitsmarkt*, 1, 34-35.

OFFENER GEIST IM HINTERLAND

Josef J. Zihlmann

geboren 1948

Chefredaktor

lebt in Willisau

Von Pirmin Bossart

Das weisse Haus auf der Anhöhe. Schlichte Architektur, zeitlos modern. Ein mutiger Wurf aus dem Jahr 1961, als in dieser Gegend noch kaum jemand so baute. Im Foyer hängen grossflächige Bilder von Innerschweizer Künstlerinnen und Künstlern. Das Galerie-Gefühl setzt sich fort in den inneren Räumen. Es wird spürbar, hier wohnen Kulturmenschen. Eine Aura von Kontemplation erfüllt das Haus. Draussen fegen Wind und Regen die ersten Blätter von den Bäumen. Ein verwünschter Teich liegt im Garten. Der Blick geht auf die Dächer von Willisau und darüber hinaus, in die Ausläufer des Napfs. Luzerner Hinterland. Die Heimat von Joe Zihlmann.

Im Haus ist es ruhig. Vor dem Haus steht der Camper.

Gettnau vor 50 Jahren. Im Haus ist Betrieb. Joe Zihlmann ist in einem lebhaften Umfeld aufgewachsen. «Ganz verschiedene Leute gingen bei uns aus und ein. Wir hatten immer Angestellte, Männer und Frauen, die mithalfen. Sie alle gehörten zur Grossfamilie.» Er habe früh mitbekommen, dass Frauen nicht nur den Haushalt machten, sondern auch einen Beruf ausübten.

Zwei seiner Schwestern machten Berufslehren. Das war damals nicht selbstverständlich. Trotzdem: «Von der Struktur her waren wir ein herkömmlicher Haushalt. Der Vater arbeitete auswärts und brachte das Geld nach Hause, die Mutter war im Haus tätig und führte den Dorfladen.»

Joe Zihlmann wuchs mit fünf Geschwistern auf. Der Vater, beruflich Verkaufsdirektor und Ausbildungsleiter, beschäftigte sich in der Freizeit intensiv mit den Traditionen des Luzerner Hinterlandes. Er ging auf volkskundliche Spurensuche, betrieb Feldforschung, machte Radiosendungen, schrieb Bücher und erhielt für dieses Schaffen den Titel eines Ehrendoktors. Als *Seppi a de Wiggere* wurde Josef Zihlmann weitherum bekannt. Die tiefe Verbundenheit mit der Region ging auf seinen Sohn Josef über, der später ein J. zwischen Vorname und Name setzte, um Verwechslungen vorzubeugen. Im Freundes- und Bekanntenkreis nennt man ihn Joe.

Nach vier Jahren Mittelschule in Willisau wechselte Joe Zihlmann ans Kollegium Stans, wo er die Matura machte. Nach den gemischten



«MEINE OFFENE HALTUNG VERDANKE ICH ZU EINEM GROSSEN TEIL MEINER FRAU»

Klassen in Willisau war das ein reines Bubenleben. Sturm und Drang im männlichen Ghetto – es hat ihm nicht sehr behagt. Sturm und Drang herrschte auch politisch. Es war 1968, das Klima aufgewühlt, Joe Zihlmann mittedrin. Das merkte er spätestens, als er an der Universität Zürich das Studium der Germanistik aufnahm. «Die Fachschaft Germanistik war enorm politisiert. Ich war kein Aktivist, aber ich habe diese Diskussionen intensiv mitverfolgt.» Fragen der sozialen Gleichberechtigung und der Gleichstellung von Frauen waren an der Tagesordnung.

Mit dem Frauenstimmrecht hatte Joe Zihlmann schon früh Erfahrungen gesammelt. «Als kleiner Knopf hatte ich an der Fasnacht in Gettnau einen Wagen zum Thema Frauenstimmrecht gebastelt. Ich weiss nicht mehr, was der Anlass war. Aber das Thema hat mich irgendwie beschäftigt.» Jahre später, im Umfeld der zweiten Abstimmung, war Joe bei einem Schulkollegen zu Hause. Er erinnert sich noch gut, wie dessen Vater, ein Liberaler, sich gegen das Frauenstimmrecht aussprach.

Das Argument? Die *cheibe Fraue* stimmen sowieso alle nur konservativ.

Aus parteipolitisch konservativem Hause stammt auch Rita Kurmann, die Frau von Joe Zihlmann. An der Universität Freiburg fiel sie auf als eine der ganz wenigen Jus-Stu-

dentinnen. Joe hatte sie schon in der Kantonsschule gekannt. «Sie war immer eine vehemente Verfechterin von Gleichstellung. Meine offene Haltung in gesellschaftspolitischen Fragen und gegenüber emanzipatorischen Anliegen verdanke ich zu einem grossen Teil Rita. Sie hat mich geprägt und sensibilisiert.» Wer weiss, vielleicht wäre – mit einer anderen Frau – aus Joe Zihlmann ein normaler Bünzli geworden. Und aus dem *Böttu*, dem Willisauer Boten, ein farbloses Lokalblatt.

Ab 1971 lebten Joe Zihlmann und Rita Kurmann in Freiburg mit zwei andern Studierenden zusammen. «Diese Wohnform war damals in unseren Kreisen absolut verpönt. Der grösseren Verwandtschaft hätte ich das nicht sagen dürfen.» Der Studentenhaushalt mit der Frau und dem Mann aus dem Hinterland entwickelte sich zu einem Treffpunkt, wo Leute ein und aus gingen, die progressive Ideen wälzten, wo gefeiert und diskutiert wurde. Dieses Klima bestärkte Joe Zihlmann in seinen Vorstellungen, wie er den gemeinsamen Weg mit Rita gestalten wollte. «Wir waren uns einig, dass sich beide innerhalb der Partnerschaft nach je eigenen Wünschen verwirklichen sollen.»

Daran hat sich bis heute nichts geändert. Trotz emanzipiertem Rollenverständnis ist die Gleichberechtigung immer wieder ein Thema, mal weniger, mal intensiver. Beruflich können sich beide uneingeschränkt verwirklichen. Joe

«SICH INNERHALB DER PARTNERSCHAFT NACH JE EIGENEN WÜNSCHEN VERWIRKLICHEN»

Zihlmann begann 1977 als alleiniger Redaktor beim Willisauer Boten. Nach einem Zwischenspiel als erster Kulturbeauftragter des Kantons Luzern (1987–1989) kehrte er zum früheren Job zurück, erweiterte die Redaktion und machte aus dem Lokalblatt die mittlerweile wohl modernste Regionalzeitung der Schweiz. Rita Kurmann machte als Richterin Karriere: Sie war die erste Amtsgerichtspräsidentin des Kantons Luzern, 1991 wurde sie zur Oberrichterin gewählt.

Das Modell der beruflichen Selbstverwirklichung wurde nie eingeschränkt oder in Frage gestellt, weil sich Joe und Rita Zihlmann nicht um die Belange einer Familie kümmern mussten. Kinder zu haben sei für sie nie ein vordringlicher Wunsch gewesen, sagt Joe Zihlmann. «Dass es so weit kam, war kein strategischer Entscheid, den wir im Voraus fällten. Es hat sich einfach ergeben. Unsere Berufe haben uns ausgefüllt und befriedigt. Mit Kindern hätten wir unsere Lebensumstände völlig neu ausrichten müssen. Und das konnten wir uns irgendeinmal nicht mehr vorstellen.»

Irgendwann ist es zu spät. Aber: *Irgendeinisch fingt s Glück eim* (Züri West).

Glück ist auch, wenn zwei sich finden, die einander Raum lassen, eigene Interessen und Probleme teilen, auch mal an sich denken, sich beruflich eingeben, ihre Persönlichkeit leben

und sich ohne familiäres Netz dem Leben und seinen Herausforderungen anvertrauen. «Eine Partnerschaft ist sicher nicht einfacher ohne Kinder. Kinder können auch absorbieren und anstehende Probleme verdrängen.» Manchmal, wenn er all die jungen Väter sieht, die inzwischen den Kinderwagen durch die Strassen schieben, denkt Joe Zihlmann, dass er etwas verpasst hat. «Das sind ganz klar Erfahrungshorizonte, die mir fehlen. Ich kann sie zwar nachvollziehen, weil ich mich für sensibel genug halte, aber ich bin mir bewusst, dass es letztlich doch nicht ganz das Gleiche ist, wie selber davon betroffen zu sein.»

Dafür macht Joe Zihlmann andere, handfeste Erfahrungen, die in herkömmlichen Familien immer noch zu kurz kommen. «Es ist für uns selbstverständlich, dass wir die Arbeiten im Haushalt vollständig teilen.» Beide kochen, beide waschen, beide bügeln. Für die Reinigung haben sie eine Hilfe. Einkaufen gehen sie gemeinsam. Auch die Wochenenden verbringen sie, so gut es geht, zusammen, ebenso die Ferien.

Deswegen steht der Camper vor dem Haus. Er bringt sie, nach den beruflichen Verpflichtungen in je verschiedenen Welten, auf einen anderen Trip. Einen gemeinsamen.

Joe Zihlmann, der ausgeprägte Kulturmensch, findet sein Lebensmodell nicht revolutionär.

«GLEICHBERECHTIGUNG IST NUR EIN TEIL DER GESELLSCHAFTSPOLITISCHEN OFFENHEIT»

«Wir sind in einer Zeit aufgewachsen, als es zum guten Ton gehörte, diese offene Haltung einzunehmen.» Dass Frauen noch immer weniger Lohn erhalten, kann er nicht verstehen. Dass man Gleichstellungsfragen immer noch thematisieren muss und es ein Gleichstellungsbüro gibt, das sogar das 10-Jahr-Jubiläum erreicht hat, findet er eher peinlich. Im Lauf der Jahre sei er in diesen Fragen eher noch radikalisiert worden, sagt er. «Andererseits bin ich traditionellen Lebensformen gegenüber toleranter geworden. Es sind einfach verschiedene Wege, und ich akzeptiere das.»

Um der Gleichstellung einen Schritt näher zu kommen, müsste die Wirtschaft jenen, die das möchten, Teilzeitstellen anbieten, konstatiert Joe Zihlmann. Er sieht aber auch das, was sich zum Guten verändert hat. Anders als früher könnten Männer heute ihre emotionalen Seiten ausleben, als Väter Babys wickeln statt bloss Ernährer sein. «Der Einsatz von Frauen für mehr Gleichberechtigung hat auch die Stellung des Mannes positiv verändert.»

Wie sieht der emanzipatorische Berufsalltag aus? Ein junger Journalist auf der Redaktion in Willisau witzelt: «Frauen sind bei uns voll integriert. Wir haben die gleichen Rechte wie sie.» Er kann gut reden. Nur gerade eine Frau hat es bisher ins Redaktionsteam geschafft. Joe Zihlmann, dem Chefredaktor, wird es bei diesem Thema zum ersten Mal peinlich. «Das ist

mein Komplex», sagt er, und es klingt wie ein Geständnis. Ein neoliberaler Durchschnittsunternehmer würde nur lächeln. Für Joe Zihlmann ist das ein wunder Punkt.

Stellen hat er nie ausschreiben müssen. Immer wieder rückten talentierte Schreiber nach. Warum nie eine Schreiberin? «Es hat sich einfach nicht ergeben. Und aus reinen Quotengründen eine Frau zu holen, die vielleicht nicht mal das Hinterland kennt, da hatte ich immer meine Bedenken. Es könnte für die Sache der Frau auch ein Bären dienst sein.»

Dessen ungeachtet nimmt Joe Zihlmann als Journalist regelmässig auch zu Fragen des sozialen Ausgleichs und der Gleichberechtigung Stellung und räumt als Chefredaktor entsprechenden Artikeln Platz ein. «Gleichberechtigung ist für mich nur ein Teil einer allgemeinen, gesellschaftspolitischen Offenheit. Diese Grundhaltung versuche ich mit meinem Team in der Zeitung durchzuziehen.» Dazu gehören auch Themen der Kultur, die ihn ebenfalls gesellschaftspolitisch prägten und aktivierten – bis heute.

Abgesehen von seiner Studienzeit hat Joe Zihlmann immer im Hinterland gelebt. Intensiv ist er für die Belange seiner Region tätig, meistens eher unauffällig, wie das seiner Art entspricht. Dieses Engagement gehört für ihn zu einer Haltung, der er sich verpflichtet fühlt.

Dabei kommt ihm sein Naturell zugute: eine unspektakuläre Mischung aus Offenheit und Distanz. Das Anbiedere liegt ihm nicht, auch nicht das Herausposaunen. Man muss seiner Heimat kritisch begegnen, damit man sie lieben kann, könnte sein Credo lauten. «Ohne eine gewisse Offenheit allen Aspekten des Lebens gegenüber wäre dieses Engagement für mich gar nicht machbar.»

Es klingelt. Vor dem weissen Haus steht eine betagte Frau, die für Pro Senectute auf Spenden-Tour ist. Sie erzählt von ihrem Mann, den sie als Alzheimer-Patienten bis zu seinem Tod gepflegt hat. Sie sei zwölf Jahre jünger. Sie lächelt. «Mein Mann hat immer gesagt, er habe eine jüngere Frau geheiratet, damit sie sich um ihn kümmern könne, wenn er einmal alt sei.» So ist das. So ist das auch. Nicht nur im Hinterland. ■

ERWERBSARBEIT: FAKTEN UND TENDENZEN

Frauen sind nach wie vor in geringerem Masse an der Erwerbsarbeit beteiligt. Dies ist in erster Linie auf die traditionelle Rollenteilung zwischen den Geschlechtern zurückzuführen. Frauen sind zudem mit schlechteren Arbeitsbedingungen konfrontiert. Damit echte Chancengleichheit für beide Geschlechter erreicht werden kann, ist es wichtig, dass auch Frauen ihre Existenz eigenständig sichern können. Denn gesellschaftliche Anerkennung und soziale Integration erfolgen hauptsächlich über die Erwerbsarbeit.

Die Zahlen für den Kanton Luzern zeigen, dass weniger Frauen als Männer erwerbstätig sind, dass vorwiegend Frauen einer Teilzeitbeschäftigung nachgehen und dass Frauen seltener Entscheidungspositionen besetzen. Je mehr Kinder ein Paar hat und je jünger diese Kinder sind, desto häufiger wird im Kanton Luzern eine traditionelle Rollenteilung gewählt, bei welcher der Mann vollzeitlich erwerbstätig ist und die Frau sich um die Familien- und Hausarbeit kümmert.

Statistik 3.1: **Erwerbsbeteiligung**

Die Beteiligung an der Erwerbsarbeit (Nettoerwerbsquote) von Frauen und Männern hat sich seit 1970 gegenläufig entwickelt. Während 1970 43% der Frauen und 92,6% der Männer erwerbstätig waren, stieg der Anteil der Frauen bis ins Jahr 2000 auf 70%, während jener der Männer auf 88,5% sank.

Im Kanton Luzern ist im Jahr 2000 die Erwerbsbeteiligung der Männer mit 89,8% auf dem Land leicht höher als diejenige der Männer in der Stadt und der Agglomeration Luzern (87,2%). Umgekehrt verhält es sich bei den

Frauen: Ihre Erwerbsbeteiligung ist im ländlichen Teil des Kantons mit 68,5% niedriger als in der Stadt und der Agglomeration Luzern mit 71,3%.

Statistik 3.2: **Teilzeit- und Vollzeitarbeit**

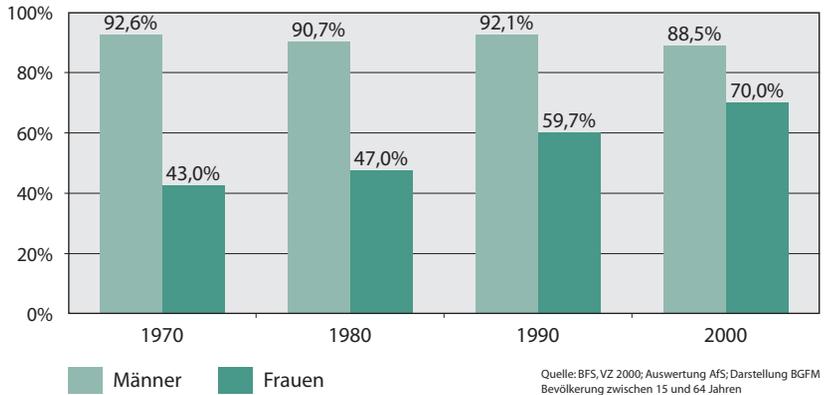
Etwas mehr als die Hälfte der erwerbstätigen Frauen (51,8%), aber nur 8,5% der erwerbstätigen Männer im Kanton Luzern gehen einer Teilzeitarbeit nach. Die Männer machen damit 71,6% aller Vollzeitlerwerbstätigen aus, die Frauen 82,1% aller Teilzeitbeschäftigten. Die Teilzeiterwerbstätigkeit ist somit ein typisches Merkmal der Erwerbsarbeit von Frauen.

Statistik 3.3: **Teilzeit- und Vollzeitarbeit**

Deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen zeigen sich auch in der Höhe der Arbeitspensen. Wenn Männer Teilzeit arbeiten, dann meistens mit einem Pensum von über 70%. Arbeitspensen unter 70% werden mehrheitlich von Frauen wahrgenommen.

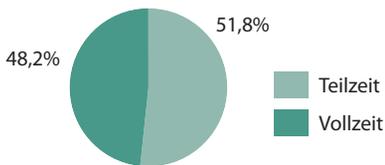
Statistik 3.1: **Erwerbsbeteiligung**

Erwerbsbeteiligung von Frauen und Männern im Kanton Luzern zwischen 1970 und 2000

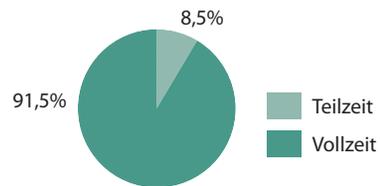


Statistik 3.2: **Teilzeit- und Vollzeitarbeit**

Arbeitspensen von Frauen im Kanton Luzern 2000



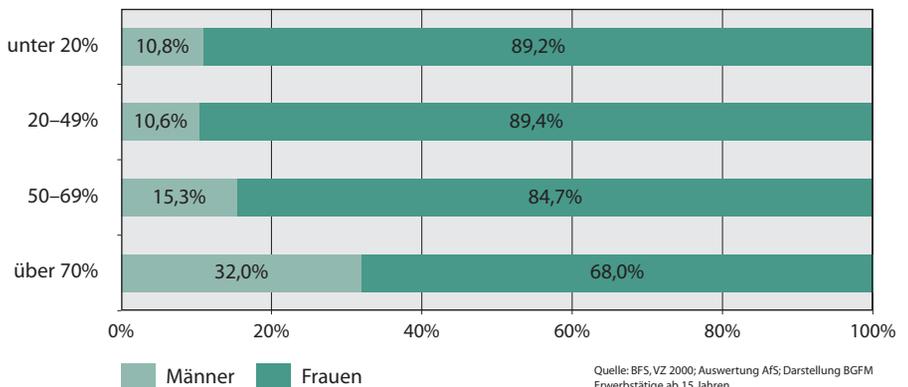
Arbeitspensen von Männern im Kanton Luzern 2000



Quelle: BFS, VZ 2000; Auswertung AFS; Darstellung BGF M Bevölkerung ab 18 Jahren. Ohne Lehrlinge und Erwerbstätige ohne Angaben

Statistik 3.3: **Teilzeit- und Vollzeitarbeit**

Verteilung der Teilzeitpensen nach Geschlecht im Kanton Luzern 2000



Statistik 3.4: Erwerbsmodelle bei Paaren

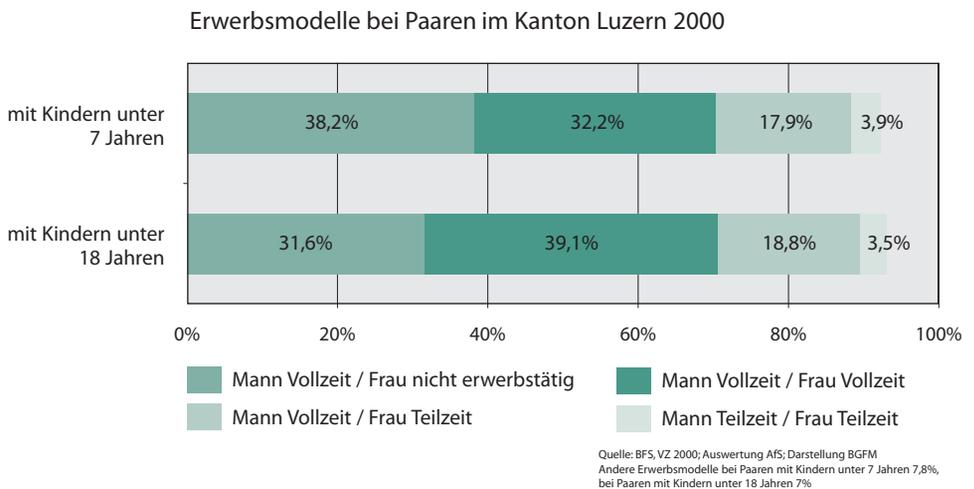
Paare entscheiden sich im Kanton Luzern häufiger (38,2%) für ein traditionelles Erwerbsmodell, wenn die Kinder jünger als 7 Jahre sind. Mit zunehmendem Alter der Kinder steigt auch die Zahl der erwerbstätigen Partnerinnen (39,1%; 18,8%). Eine partnerschaftliche Aufteilung der Erwerbs- und Familienarbeit, bei der beide Elternteile einer Teilzeitarbeit nachgehen und in der übrigen Zeit die Haus- und Familienarbeit übernehmen, kommt im Kanton Luzern unabhängig vom Alter der Kinder nur selten vor.

Bei Paaren mit drei und mehr Kindern überwiegt die traditionelle Rollenteilung, bei welcher der Partner vollzeitlich erwerbstätig ist und die Partnerin sich um die Haus- und Familienarbeit kümmert. Unverheiratete Paare wählen das traditionelle Erwerbsmodell seltener als verheiratete Paare, unabhängig von der Anzahl und vom Alter der Kinder.

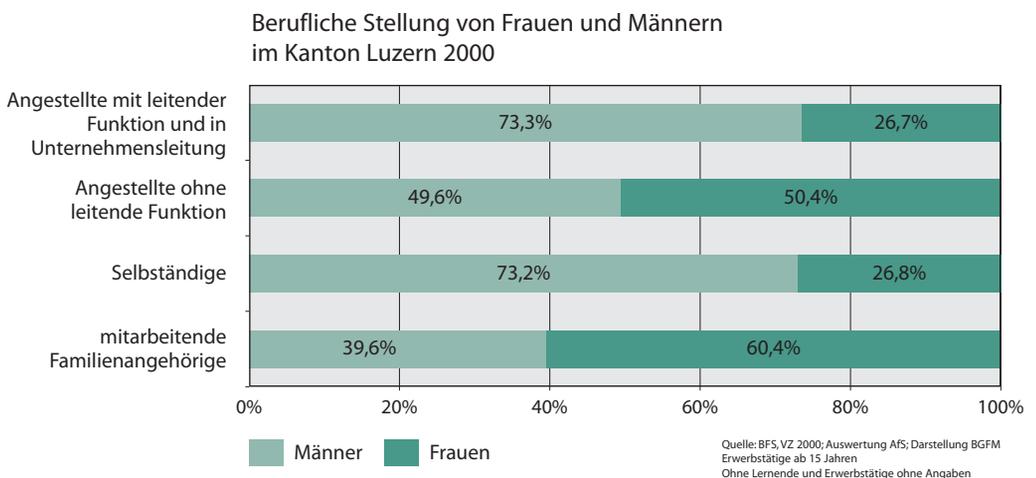
Statistik 3.5: Berufliche Stellung

Frauen haben im Kanton Luzern im Allgemeinen eine niedrigere berufliche Stellung als Männer: Frauen sind weitaus seltener in leitender Funktion oder in der Unternehmensleitung tätig. Mehr Frauen als Männer sind Angestellte ohne Vorgesetztenfunktion. Die Frauen stellen im Kanton Luzern nur etwa ein Viertel der Selbständigerwerbenden.

Statistik 3.4: **Erwerbsmodelle bei Paaren** (vgl. Korrektur im Anhang der Publikation)



Statistik 3.5: **Berufliche Stellung**



GUTE ARBEITSBEDINGUNGEN – MEHR LEBENSQUALITÄT FÜR ALLE

In den letzten 30 Jahren hat sich die Zahl der erwerbstätigen Frauen im Kanton Luzern verdoppelt. Bei den Beschäftigungsbedingungen sind Frauen aber immer noch stark benachteiligt: Sie verdienen durchschnittlich weniger als Männer und sind in Kaderpositionen untervertreten. Demografische Veränderungen und eine absehbare Verknappung von Arbeitskräften werden günstige Voraussetzungen für die Durchsetzung von Gleichstellungspostulaten schaffen.

Von Beat Baumann, Dozent Hochschule für Soziale Arbeit HSA, Luzern

Immer mehr Frauen im Kanton Luzern sind berufstätig. Während vor 30 Jahren die Erwerbsarbeit auf rund zwei Drittel Männer und einen Drittel Frauen aufgeteilt war, so hat sich das Verhältnis inzwischen stark angeglichen, wie die Zahlen von 2001 zeigen: nämlich 57,6% Männer gegenüber 42,4% Frauen. Die Dynamik war in den Achtzigerjahren besonders gross, aber selbst in den Neunzigerjahren, mit der langen Rezession, stieg die Zahl der erwerbstätigen Frauen noch einmal um 23%. Bei den Männern war eine abnehmende Tendenz zu beobachten.

Im Vergleich zur ganzen Schweiz lag die Zunahme der Beschäftigung im Kanton Luzern zwischen 1990 und 2000 mit + 9,9% über dem nationalen Durchschnitt. Gemessen an der Wohnbevölkerung ist die Erwerbsbeteiligung der Männer leicht höher als im schweizerischen Durchschnitt und jene der Frauen durchschnittlich. Bei den Frauen verlief die Beschäftigungsentwicklung auf dem Land auf etwas tieferem Niveau, aber parallel zu Stadt und Agglomeration.

Durch den wirtschaftlichen Strukturwandel gleichen die Frauen Benachteiligungen auf den Arbeitsmärkten teilweise aus. So sind in der verarbeitenden Produktion die Frauen noch stark untervertreten, in den Dienstleistungsbranchen stellen sie inzwischen die Mehrheit der Beschäftigten. Besonders hoch ist ihr Anteil im Gastgewerbe mit 61,7% und im Unterrichtswesen mit 57,7%. Die Branche mit dem höchsten Frauenanteil von 77,4% ist das Gesundheits- und Sozialwesen. Es ist gleichzeitig die am stärksten gewachsene Branche: Schweizweit ist heute jede zehnte Person im Gesundheits- und Sozialwesen angestellt. Das Lohnniveau dieser Branche entspricht dem Durchschnitt, und die Lohnungleichheit zwischen den Geschlechtern ist weniger gross als in der gesamten Wirtschaft.

Erwerbsbeteiligung von Frauen zahlt sich aus
Bis zum Alter von 29 Jahren weisen die Frauen ein ähnliches Erwerbsverhalten auf wie die Männer, der grösste Teil von ihnen arbeitet

Vollzeit. Mit Beginn der Familienphase ziehen sich die Mütter mehrheitlich zwar nicht mehr aus dem Arbeitsmarkt zurück, aber sie wählen einen geringeren Beschäftigungsgrad. In dieser Phase nehmen Arbeitszeit und Lohn der Männer zu. Sie machen erste Karriereschritte, während die Frauen die Mehrarbeit in Familie und Haushalt übernehmen. Am Ende des Erwerbslebens geht die Erwerbsquote bei Frauen früher zurück als bei Männern, was auch damit zu tun hat, dass die Frauen ihre Berufstätigkeit gleichzeitig mit ihren häufig etwas älteren Partnern beenden.

Die steigende Erwerbsbeteiligung der Frauen ist eine Entlastung für den Staat, denn sie bringt Mehreinnahmen bei Steuern und Sozialversicherungen und dämpft demografische Probleme. Wo im Kanton Luzern angesetzt werden muss, damit die Erwerbsbeteiligung der Frauen auch in Zukunft noch steigen kann, lässt sich aus der Statistik schliessen. Die Erwerbsquote von Eltern ist im Kanton Luzern niedriger als in der gesamten Schweiz. Die Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern ist nebst der wichtigen Frage der Fairness auch ökonomisch relevant. Kinderkrippen und Tageschulen entlasten nicht nur Eltern und tragen zur Chancengleichheit bei, sondern lohnen sich aus finanziellen Gründen auch für Staat und Wirtschaft, wie eine Studie im Auftrag des Sozialdepartementes der Stadt Zürich zeigt.

Lohndiskriminierung von Frauen oder eine Benachteiligung durch ihre faktische Allein-zuständigkeit für Haushalt und Kinder sind ökonomisch gesehen «falsche Anreizstrukturen». Eine kontinuierliche Erwerbskarriere von Müttern hingegen ermöglicht eine bessere Nutzung von aufwendigen Bildungsinvestitionen und von betriebsspezifischem Wissen, was Unternehmen, Staat und Arbeitnehmenden zugute kommt.

Geringere Beschäftigungsqualität für Frauen

So positiv die stark gestiegene Erwerbsbeteiligung von Frauen ist, in Bezug auf die Qualität der Beschäftigungsbedingungen zeigt sich für Frauen durchwegs eine ungünstigere Situation als für Männer.

- Fast die Hälfte der Frauen arbeitet Teilzeit, aber nur jeder zwölfte Mann. Und das Geschlecht hat noch einen weiteren Effekt: Die Hälfte der teilzeitbeschäftigten Männer arbeitet zwischen 70 und 90%, aber ein Viertel der teilzeitbeschäftigten Frauen hat einen sehr geringen Beschäftigungsgrad von unter 20%.
- Frauen arbeiten häufiger unter atypischen Arbeitsbedingungen wie Schicht- und Sonntagsarbeit oder Arbeit auf Abruf.
- In der Zentralschweiz sind die Löhne der Frauen um 23,2% niedriger als jene der Männer (ganze Schweiz: 20,7%).
- Die Frauen im Kanton Luzern sind stärker von Erwerbslosigkeit betroffen als die Männer.

- In Unternehmensleitungen sind nur knapp 25% Frauen, und auch bei den Vorgesetzten sind nur 28,5% Frauen.
- Bei den Erwerbstätigen mit einer abgeschlossenen Ausbildung auf Tertiärstufe machen die Frauen bis jetzt lediglich ein Viertel aus.
- Das Ernährerlohnmodell hat zwar auch im Kanton Luzern keine Leitfunktion mehr, denn das am häufigsten von Paaren mit Kindern gewählte Modell ist «Mann Vollzeit und Frau Teilzeit». Eine egalitäre Aufteilung der Erwerbsarbeit – beide Eltern arbeiten Vollzeit oder beide Teilzeit – findet sich aber nur in jedem vierten Haushalt mit Kindern.

Unterschiedliche Gründe für Teilzeitarbeit

Auch wenn mehr Frauen Zugang zur Erwerbsarbeit gefunden haben, so kann also von Gleichstellung auf den Arbeitsmärkten noch keine Rede sein. Die Frauen sind, um ein Bild zu gebrauchen, zwar zum Kuchenessen eingeladen und haben alle einen Teller. Im Gegensatz zu den Männern erhalten sie aber nur ein kleines Stück vom Kuchen, und den Abwasch müssen sie alleine machen.

Die starke geschlechtsspezifische Segregation der Arbeitsmärkte ist besonders problematisch bei einzelnen Branchen mit einem sehr hohen Frauenanteil, einem niedrigen Lohnniveau und einem hohen Anteil an Teilzeitstellen. Es besteht die Tendenz, dass es auf den Arbeits-

märkten zu einer Polarisierung der Lage verschiedener Beschäftigtengruppen kommt und sich die Lohn- und Einkommensschere weiter öffnet. Konkret heisst das zum Beispiel: Eine kleine Gruppe von Schweizer Frauen hat attraktive Berufspositionen erreichen können, aber im Niedriglohnbereich sind Frauen, vor allem die Migrantinnen, stark übervertreten.

Die bei Frauen vorherrschende Beschäftigungsform, die Teilzeitarbeit, ermöglicht eine oft sehr aufreibende Balance zwischen Erwerbs- und Familienarbeit, was sich in der gestiegenen Erwerbsbeteiligung der Mütter zeigt. Arbeiten Männer teilzeitlich, dann tun sie dies in erster Linie nicht aus familiären Gründen, sondern um eine Nebentätigkeit auszuüben oder eine Ausbildung zu absolvieren. Teilzeitarbeit ist oft ein Grund für Lohndiskriminierungen. Teilzeitbeschäftigte müssen beispielsweise einen niedrigeren Stundenlohn in Kauf nehmen als Vollzeitbeschäftigte unter gleichen Bedingungen und sind häufig von der betrieblichen Altersvorsorge ausgeschlossen. In vielen Unternehmen ist Teilzeitarbeit in Kaderstellen grundsätzlich nicht möglich. So betrachtet ist Teilzeitarbeit auch nur teilgesicherte Arbeit ohne volle Chancengleichheit.

Aus Sicht der Unternehmen ist die Teilzeitarbeit ein Flexibilisierungsinstrument zur Anpassung des Arbeitsangebots an die Arbeitsnachfrage. Bei steigendem Arbeitskräftebedarf bilden die

Teilzeitbeschäftigten ein für das Unternehmen praktisches Arbeitskräftereservoir, das mehr oder weniger beansprucht werden kann, anstelle von (teureren) Einstellungen und Entlassungen oder Überstunden.

Arbeitnehmerin als neue Leitfigur

Prägten vor einem Jahrzehnt noch die Exportindustrie und der expandierende Finanzplatz das Bild der Schweizer Wirtschaft, so sind es heute die Dienstleistungen für Unternehmen und jene im Sozial- und Gesundheitswesen. In wenigen Jahren wird sich die Zahl der erwerbstätigen Frauen jener der erwerbstätigen Männer angleichen, wie dies heute schon in der Stadt Luzern der Fall ist. Die Demografie-szenarien zeigen, dass die Zahl der Personen im erwerbsfähigen Alter Mitte des nächsten Jahrzehnts zurückgehen wird. Eine solche Entwicklung hat es in der jüngeren Geschichte noch nie gegeben. Arbeitskräfte werden wieder knapp, ähnlich wie in den Sechziger- und Siebzigerjahren. Den Frauen kommt eine zentrale Rolle bei der Zukunft der Erwerbsbevölkerung zu, da sie durch ihre steigende Erwerbsbeteiligung die Arbeitsmärkte entlasten und – zusammen mit den Männern – Geburtenrate und Demografie beeinflussen. Und deshalb stellt sich die Frage: Wie können sowohl Erwerbsbeteiligung als auch Geburtenrate erhöht werden, wie würden Gesellschaft und Wirtschaft aussehen, wenn die Arbeitnehmerin zur neuen gesellschaftlichen Leitfigur aufsteige?

In meiner Vision setzt sich – im Gegensatz zum neoliberalen Kostensenkungs- und Wettbewerbsparadigma – künftig die Einsicht breit durch, dass Menschen in einer sich schnell wandelnden Wirtschaft ein sehr hohes Niveau an sozialer Sicherheit benötigen und jegliche Form von Diskriminierung abgebaut werden muss. Unternehmen, Verbände und Gewerkschaften verständigen sich auf eine gleichstellungsgerechte Sozialpartnerschaft. In den Niedriglohnbereichen werden Gesamtarbeitsverträge mit existenzsichernden Minimallöhnen abgeschlossen. Die Anzahl der Niedriglohnstellen wird weiter zurückgehen, wie dies seit 1998 der Fall ist. Bei den unteren Einkommen wird die AHV ausgebaut und der Zugang zur zweiten Säule erleichtert. In den Unternehmen ist es üblich, dass die Löhne regelmässig auf Ungleichheit zwischen den Geschlechtern überprüft werden und ein Anteil des Lohnzuwachses für den Abbau der Lohnungleichheit verwendet wird.

Die berufliche Weiterbildung kommt nicht mehr grösstenteils den gut ausgebildeten und gut verdienenden Männern zugute. Die Unternehmen orientieren sich bei der Personalpolitik in erster Linie am Teilzeitarbeitsverhältnis und schaffen die Voraussetzungen, damit Frauen und Männer auch mit einer Teilzeitbeschäftigung und Erziehungsaufgaben beruflich Karriere machen können.

Mehr Lebensqualität für alle

Bei den Männern wächst das Bewusstsein, dass eine verstärkte Beteiligung an Haushalts- und Erziehungsarbeiten mehr als ein Gebot der Fairness ist. Die öffentliche Hand erhöht die Bildungsausgaben für Kinder und Jugendliche, schafft günstige Kinderkrippen und Tages-schulen. «Ein Platz pro Kind» lautet der Grund-satz. Weil die Eltern von der aufwendigen Begleitung ihrer Kinder bei den Schulaufgaben entlastet werden, bleibt mehr Zeit für andere Aktivitäten mit den Kindern. Besser arbeiten und mehr Lebensqualität für alle, für Frauen und Männer, Mütter und Väter, Kinder und Eltern. ■

Literaturhinweise:

Amt für Statistik des Kantons Luzern (2004).
Statistisches Jahrbuch des Kantons Luzern 2004.

Müller Kucera, Karin & Bauer, Tobias (2001). *Volks-wirtschaftlicher Nutzen von Kindertagesstätten*. Studie des Büro BASS im Auftrag des Sozialdepartementes der Stadt Zürich, Bern.

Baumann, Beat; Bauer, Tobias; Nyffeler, Bettina & Spycher, Stefan (1995). *Gesamtarbeitsverträge (k)eine Männersache. Vorschläge zur gleichstellungsgerechten Gestaltung der Sozialpartnerschaft*. Chur/Zürich: Rüegger.

DAS NÄCHSTE ENGAGEMENT WARTET

Lathan Suntharalingam

geboren 1974

Intensivpflegefachmann und

Student der Sozialen Arbeit

lebt in Luzern

Von Matthias Burki

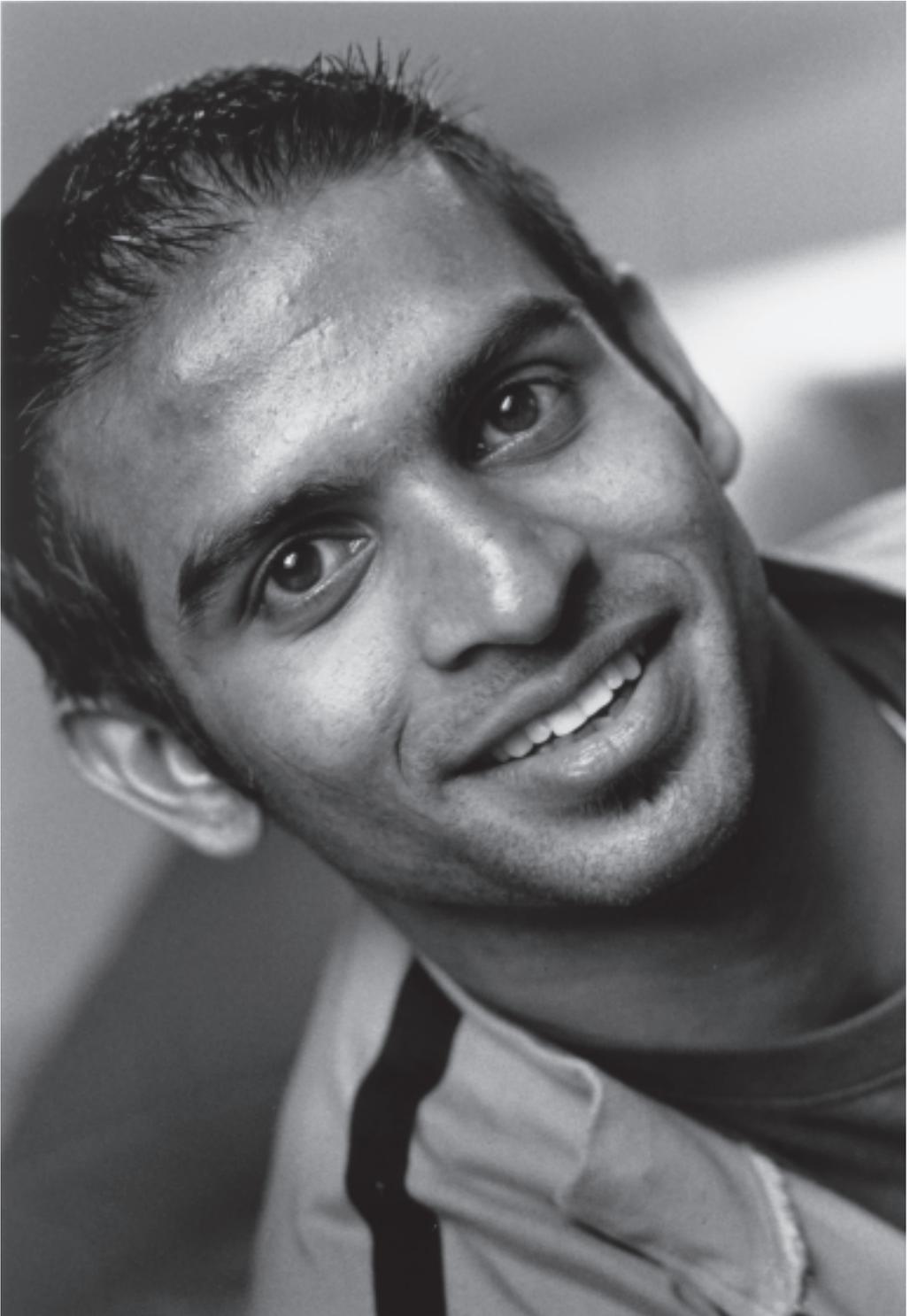
«Ich bin ein turbulenter Mensch.» Sagt Lathan Suntharalingam und lacht, nein, strahlt. Nur einen Schluck Kaffee, schon holen Suntharalingams Arme wieder aus, und er erzählt weiter von seinen Ideen einer emanzipierten Gesellschaft. Von seiner Irritation, wenn gute Freunde SVP wählen. Und wie er sich selbst (zum Schweizer) erzogen hat, weil sich seine Eltern hier nicht zurechtgefunden haben. Er lächelt fast immer, trotz seiner turbulenten Geschichte, die ihm Triebfeder für all seine Engagements, ja für seine Einstellung zum Leben geworden ist. Ob er auch ohne diese Geschichte ein so turbulenter Mensch wäre – es bleibt (s)ein Geheimnis.

«Wenn uns in Sri Lanka Weisse besuchten, haben wir gross gefeiert: Wow, andere Menschen.» Ganz anders erlebte es seine Familie, als der Bürgerkrieg in Sri Lanka sie zur Flucht in die Schweiz trieb. Alles und alle waren fremd. Der 14-jährige Lathan verstand die Welt nicht mehr: Er wurde im Bus angepöbelt und als Sautamile beschimpft. Er wurde als einer der wenigen ausländischen Jugendlichen im Schulhaus Wartegg schräg angeschaut. Verbün-

dete fand er in zwei Schweizern, die es auch schwer hatten: ein Legastheniker und ein Übergewichtiger. Später wurde ihm der Eintritt in eine Disco verwehrt. Erlebnisse, die exemplarisch für die Erfahrungen vieler anderer Migranten und Migrantinnen stehen.

«Auch das habe ich überstanden.» Der Blick Suntharalingams bleibt wie immer intensiv, die Augen stechen hervor und schauen einen herausfordernd an, das Lächeln bleibt irritierend im Gesicht. War das für einen Jugendlichen nicht verletzend? Doch, extrem, er konnte es nicht begreifen, weinte. «Ich wäre sonst nicht da, wo ich jetzt stehe.»

15 Jahre nach der Flucht in die Schweiz steht der 30-Jährige mitten in der Schweizer Gesellschaft: Als erster Secondo mit tamilischen Wurzeln hat er im Kanton Luzern für die SP die Wahl in ein Gemeindeparlament geschafft – gleich mit dem zweitbesten Resultat aller 48 Gewählten. Lathan ist beliebt in Luzern, man schätzt seine gewinnende Art, man kennt ihn als Botschafter für die Stadt in Einbürgerungsfragen oder von seinen zahlreichen Projekten.



«WIR BRAUCHEN EINEN OFFENEN DIALOG ZWISCHEN DEN KULTUREN»

Für diese arbeitete er nebenbei und doch Tag und Nacht, so sind schon mal 700 Stunden in einem einzigen Jahr zusammengekommen. Er initiierte mit anderen Katamaran, einen Verein für die Integration von Tamilinnen und Tamilen. Mit dem Zentrum für interkulturelle Bildung will er auch mittellosen Migrationsfamilien ermöglichen, ihre Kinder zum Deutschunterricht zu schicken. Im Interkulturellen Forum berät er die Stadt, zusammen mit dem Jugendparlament organisierte er eine Aktion gegen Rassismus usw. – eine beeindruckende Liste von Projekten für einen 30-Jährigen.

Alle nennen sie ihn nur Lathan (eigentlich heisst er Piragalathan), sogar die Zeitungen schreiben selten seinen Nachnamen. Suntharalingam ist zum Hoffnungsträger für diejenigen geworden, die sich für eine weltoffene Gesellschaft einsetzen. Stadtpräsident Urs W. Studer wagte in der allgemeinen Begeisterung des Wahltags spontan von einem möglichen nächsten Stadtpräsidenten zu sprechen.

Die Erwartungen sind gross. Wer Suntharalingam kennt und seine Turbulenzen ernst nimmt, ahnt, dass er nicht alles so machen wird, wie man es erwartet hätte. «Ich bin nicht der nette Tamile», sagt der Schweizer verschmitzt und vermutet, dass er bei den Wahlen vom nicht böse gemeinten Bonus des Mustereingebürgerten profitiert hat. Das wird ihn nicht daran hindern, für eine gerechtere, chancen-

gleiche Gesellschaft und die elementaren Menschenrechte ohne Rücksicht auf alle Seiten einzustehen. Rassismus innerhalb von Ausländergruppen, Zwangsheirat und andere heisse Eisen will er genauso aufs Tapet bringen wie Ausländerfeindlichkeit in der Schweizer Bevölkerung. «Die Migrationspolitik darf nicht der SVP überlassen werden. Wir brauchen einen offenen Dialog zwischen den Kulturen.»

In die Politik ist er eher zufällig geraten, als er und seine Mitstreitenden in Migrationsprojekten realisiert haben, dass sich auch auf politischer Ebene etwas ändern muss. Bald wird Suntharalingam dem Parlament als ersten Schritt eine Ombudsstelle für Menschenrechte vorschlagen. Die politische Karriereleiter interessiert Grossstadtrat Suntharalingam – vorläufig – nicht. In zehn Jahren, wenn das Thema besser in den Köpfen der Leute verankert sei, will er wieder wechseln. Weggehen. Was heisst zehn Jahre, vielleicht schon in drei Jahren nach dem Studium der Sozialen Arbeit. «Ich brauche dann wieder eine neue Vision.» Zum Beispiel mit neuen Projekten in Nordindien, wo er schon viele Leute kennen gelernt hat. Aufgeben würde er dann seinen Beruf als Intensivkrankenpfleger, den er über alles liebt. Die Menschen, das verletzbare Menschsein stehen auch da im Zentrum.

«Ich fühle mich zum Engagement für die Gesellschaft verpflichtet.» Ein Wert, so Lathan

«SIE SEHEN IN MIR IMMER NOCH EINEN AUSLÄNDER, DER KRITISIERT»

Suntharalingam, den er seinen Eltern und der tamilischen Kultur verdanke. Sein Engagement gilt jenen, die in der Gesellschaft an den Rand gedrängt oder diskriminiert werden. Dann redet er Klartext und schreckt nicht davor zurück, in einem Leserbrief zu den Einbürgerungsvorlagen und Rechtsextremismus die SVP als potenzielle Neonazi-Anwältin zu betiteln. Das kommt nicht überall gut an, selbst in seiner eigenen Partei nicht. Suntharalingam erzählt von Drohbriefen, unterschrieben mit Wilhelm Tell oder Der Patriot, meist sind es Männer, aber auch eine ältere Frau hat ihn auf der Strasse mit Wasser bespritzt.

Die perfekte Mundart, der Schweizer Pass, die Schule, die Lehre, die Arbeit als Intensivkrankenpfleger, die Engagements über sein halbes Leben lang, alles in der Schweiz und seit sechs Jahren als Schweizer Staatsbürger – und doch spielen Mechanismen der Ausgrenzung wegen seiner Hautfarbe immer noch. Sogar seine Freunde finden bisweilen, er hätte nicht das Recht, die Schweiz so hart zu kritisieren. «Sie sehen in mir immer noch einen Ausländer, der kritisiert.» Das kann Suntharalingam nicht verstehen, weil er sich als Schweizer fühlt, aber auch weil er überzeugt ist, dass alle mitreden sollen, die hier leben. Zu viel noch würde über die Köpfe von Migrantinnen und Migranten hinweg entschieden. Seine Vision: die Vernetzung unter Eingewanderten, die gemeinsam etwa für ihr Stimmrecht kämpfen.

Suntharalingam sieht bei der Migration starke Parallelen zu den Erfahrungen von Frauen. «Frauen haben mehr Verständnis für das Thema, weil sie gesellschaftliche Diskriminierung auch erlebt haben.» Suntharalingam fand früh Verbündete im Feminismus, verschlang theoretische Bücher von Judith Butler bis Nancy Fraser, wie andere Romane lesen. Und er hinterfragte mit Feministinnen der Dritten Welt auch die ethnozentrische Sicht westlicher Autorinnen. Unglaublich, ja beschämend findet er die nach wie vor existierenden Unterschiede bei den Löhnen für Männer und Frauen in der Schweiz. «Und wer sitzt in der Schweiz in den Chefetagen? Natürlich haben die Frauen in Sri Lanka eine ganz andere Stellung in der Gesellschaft, aber immerhin sind die Bildungschancen auch gut, konnte bereits meine Grossmutter abstimmen, und in Sri Lanka regierte die erste Staatspräsidentin überhaupt.»

Suntharalingam hat sich nie in männerdominierten Bereichen bewegt. Als Intensivkrankenpfleger arbeitet er genauso in einem Frauenberuf, wie er in seiner Ausbildung zum Sozialarbeiter in der Minderheit ist. Kein Problem für ihn, der auf die Frage, ob er denn im Berufsalltag einen Unterschied spüre, gar keine Antwort weiss. Zu selbstverständlich ist es für ihn. Und: «Ich lebe auch meine weiblichen Elemente aus. Ich kann gut weinen, stehe zu meinen Sorgen, zwischenmenschliche Kontakte sind mir wichtig.» Ein geborener Feminist?

«ICH FÜHLE MICH ALS SCHWEIZER MIT EINER GEWISSEN BESONDEREN FÄRBUNG»

Auf das Nachhaken hin sagt er: «Meine Ex-Frau meinte, dass ich viel im Mittelpunkt stehen will, zum Beispiel bei Diskussionen andere nicht reden lasse. Vielleicht ist das mein Charakter, vielleicht aber auch typisch männliches Verhalten.»

Bisweilen gerät Suntharalingam aber in Konflikt mit seiner vor allem in der Familienstruktur patriarchalen Herkunftskultur, denkt viel über die Emanzipation der Tamilinnen nach. «Es reizt mich auf, wenn ich meine Ideen in meinem eigenen Umfeld vertreten muss und auf Widerstand stosse. Ich fühle mich ohnehin als Schweizer mit einer gewissen besonderen Färbung einer anderen Kultur. Von der tamilischen Kultur habe ich mich zum Teil auch entfernt, schliesslich habe ich die Pubertät erst in der Schweiz erlebt.» Würde man sein Wohnzimmer ohne Vorwissen anschauen, man würde seine Herkunft tatsächlich nicht erraten.

Verständlich, dass die Scheidung von seiner Frau einen Riesenwirbel ausgelöst hat, zumal die Suntharalingams zusammen mit seinen Eltern und dem Bruder ein Haus im Maihofquartier gekauft und bewohnt haben. «Die Scheidung war für alle sehr belastend, meine und ihre Eltern sind das nicht gewöhnt.» Suntharalingam verstummt, es bleibt die einzige Pause im rasanten Gespräch.

Was tut einer, der privat und politisch sich unentwegt mit Emanzipation beschäftigt, in der Freizeit? «Ich liebe soziologische Bücher, die stellen mich nochmals kritisch in Frage.» Man staunt. Gerne trinkt er mit Freunden ein Glas Wein und diskutiert – auch da, um sich selber zu reflektieren. Und ausspannen? In den Bergen, in der Natur, aber vor allem beim Joggen um den Rotsee. Auch dort ist ihm die Leistung wichtig. Schon früh hat er in der Schweiz erfahren, dass er vor allem dadurch Respekt erhält – in der Schule, aber auch im Militär, wo er von einigen Vorgesetzten erst gegrüsst wurde, als er eine gute Leistung erbrachte.

Voll ab geht er beim Tanzen, zu Reggae, Funk und R&B, dann fühlt er sich völlig frei und gelöst. Von all seinen Engagements lässt er sich aber sowieso nicht verrückt machen. Er nimmt alles vorab, ohne Stress. Dass das nächste Projekt, wo er wieder sein Herzblut eingibt, kurz vor der Tür steht, weiss er ja genauso wie wir. ■

POLITIK: FAKTEN UND TENDENZEN

Politische Entscheidungen betreffen den Alltag von Frauen und Männern gleichermaßen. Trotzdem sind die Frauen in der Politik immer noch untervertreten. Für diese Untervertretung gibt es verschiedene Gründe. Deshalb sind Anstrengungen auf unterschiedlichen Ebenen nötig, um politische Parität zu verwirklichen.

Seit der Einführung des Frauenstimm- und wahlrechts 1971 hat die politische Vertretung von Frauen im Kanton Luzern stetig zugenommen. In den letzten vier bis acht Jahren ist jedoch eine Stagnation zu beobachten.

29% der Gemeinde- und Stadtratssitze im Kanton Luzern (Exekutive) sind von Frauen besetzt. Nur 11 der 103 Luzerner Gemeinden werden von einer Frau präsidiert.

Frauen haben einen Viertel aller Grossratssitze des Kantons Luzern inne. Anteilmässig am meisten Grossrätinnen gehören der SP an. Die SVP ist im Grossen Rat mit einer reinen Männerdelegation vertreten.

Statistik 4.1: Politische Repräsentation auf Gemeindeebene

In der Mehrheit der 103 Gemeinden besteht der Gemeinderat aus 5 Mitgliedern. In einigen kleineren Gemeinden setzt sich der Gemeinderat aus nur 3 Gewählten zusammen. Insgesamt gibt es im Kanton Luzern 470 Gemeinde- und Stadtratssitze. Davon sind 136 mit Frauen besetzt. Das entspricht etwa 29% aller Sitze.

In 6 Gemeinden des Kantons Luzern sind die Hälfte oder mehr als die Hälfte der Sitze mit Frauen besetzt. In 33 Gemeinderäten gibt es je

zwei Frauen und in 54 Gemeinden sitzt eine Frau im Gemeinderat. 10 Gemeinden, also nur noch etwa 10% aller Gemeinden, haben keine Frau in der Exekutive. 11 der 103 Gemeinden werden von Frauen präsidiert. Ähnlich gering ist der Anteil an Gemeindeamtsfrauen (7 Gemeindeamtsfrauen und 96 Gemeindeamtmänner). Frauen haben jedoch grosse Chancen, das Amt der Sozialvorsteherin zu übernehmen. Mehr als die Hälfte (59) der Sozialvorstehenden im Kanton Luzern sind Frauen.

Im Grossen Stadtrat der Stadt Luzern sind 19 der 48 Mitglieder Frauen, was einem Anteil von 39,6% entspricht. In den Einwohnerräten von Kriens und Emmen beträgt der Frauenanteil rund 25%.

Statistik 4.2: Politische Repräsentation auf Kantonsebene; Grosser Rat

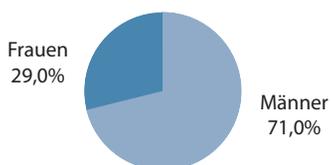
Im Jahre 2003 wählten die Luzerner Stimmberechtigten 120 Personen in den Grossen Rat, 31 Frauen und 89 Männer.

Statistik 4.3: Politische Repräsentation auf Kantonsebene; Grosser Rat

Die SP weist den höchsten Frauenanteil auf. Sie ist die einzige Partei im Kanton, die mit mehr

Statistik 4.1: Politische Repräsentation auf Gemeindeebene

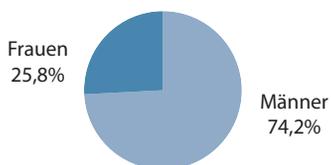
Verteilung der Gemeinde- und Stadtratsitze nach Geschlecht im Kanton Luzern 2004



Quelle: Amt für Gemeinden Kanton Luzern; Darstellung BGF M

Statistik 4.2: Politische Repräsentation auf Kantonebene; Grosser Rat

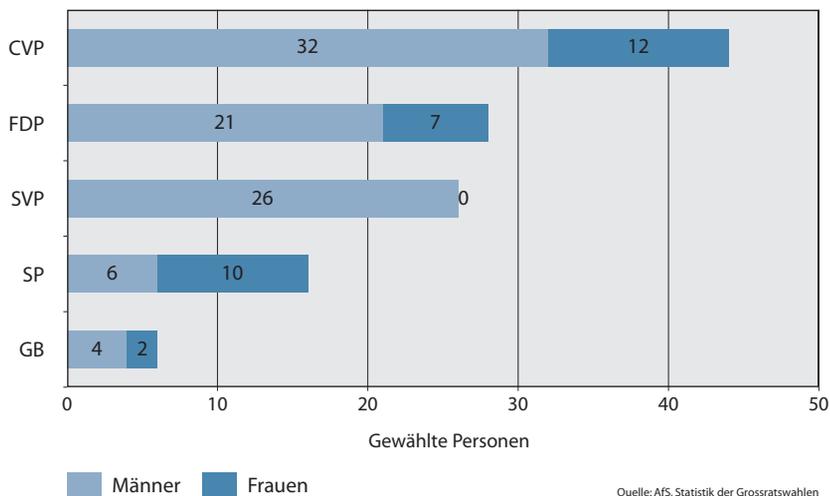
Verteilung der Grossratsitze nach Geschlecht im Kanton Luzern 2003



Quelle: AFS, Statistik der Grossratswahlen

Statistik 4.3: Politische Repräsentation auf Kantonebene; Grosser Rat

Verteilung der Grossratsitze nach Partei und Geschlecht im Kanton Luzern



Quelle: AFS, Statistik der Grossratswahlen

Frauen als Männern im Grosse Rat vertreten ist. Von 16 Sitzen der SP sind 10 mit Frauen besetzt. Die CVP schickt 12 Frauen in den Grosse Rat, was einem guten Viertel ihrer Gesamtsitzzahl (44) entspricht. Die FDP ist mit genau einem Viertel (7 Sitze) ihrer Grossratsitze (28) durch Frauen vertreten. Das Grüne Bündnis hat sechs Sitze im Grosse Rat, zwei davon gehen an Frauen. Die SVP stellt eine ausschliesslich männliche Fraktion.

Statistik 4.4: **Politische Repräsentation auf Kantonsebene; Grosser Rat**

2003 waren 70,1% der Kandidierenden für den Grosse Rat des Kantons Luzern Männer und 29,9% Frauen.

Am meisten Kandidatinnen führte 2003 das Grüne Bündnis auf seiner Liste. Die SP hatte 38% Frauen auf ihrer Liste. Knapp ein Drittel der CVP-Kandidaturen stammte von Frauen (28,1%). Knapp ein Viertel (24,8%) war es bei der FDP. Weniger als 20% weibliche Kandidierende hatte 2003 nur die SVP (17,1%).

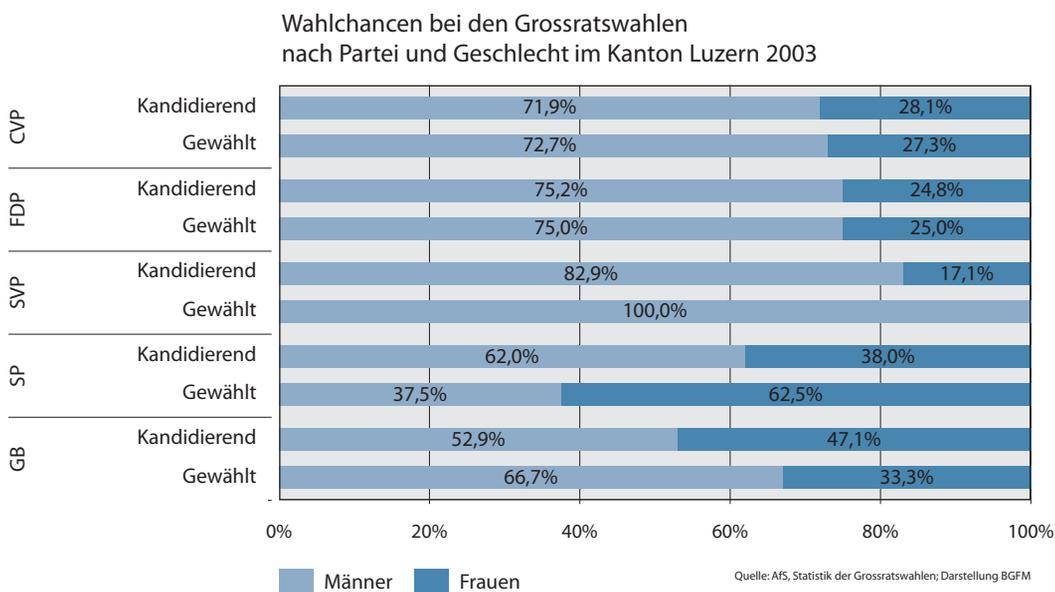
Die Wahlchancen von Frauen hängen nicht in jedem Fall mit dem Frauenanteil auf der Parteiliste zusammen. Frauen, die auf der SP-Liste kandidierten, hatten bei den Grossratswahlen 2003 die besseren Wahlchancen als Frauen auf anderen Listen. Von den kandidierenden SVP-Frauen wurde keine gewählt. Beim Grünen Bündnis kandidierten beinahe 50% Frauen, sie konnten jedoch nur rund 30% der GB-Sitze für sich gewinnen. Bei der CVP und der

FDP entsprach bei den Grossratswahlen 2003 im Kanton Luzern der Anteil der tatsächlich gewählten Frauen ziemlich genau dem Frauenanteil auf ihren Listen.

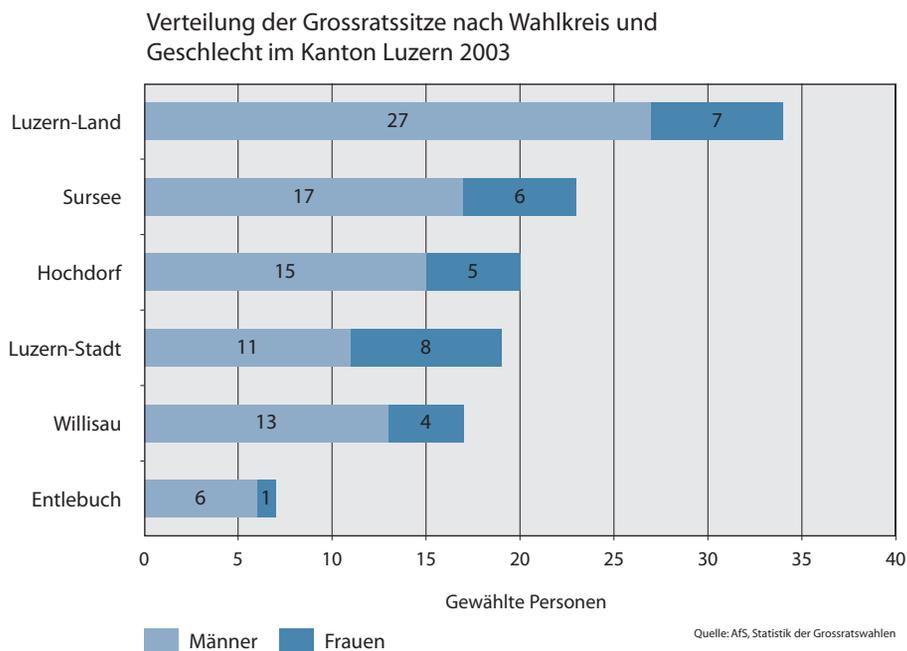
Statistik 4.5: **Politische Repräsentation auf Kantonsebene; Grosser Rat**

Die Stadt Luzern schickt anteilmässig mehr Frauen in den Grosse Rat als alle anderen Wahlkreise im Kanton (42,1%). Die Wahlkreise Sursee, Hochdorf und Willisau wählten zwischen 23% und 26% Frauen in den Grosse Rat. Niedriger sind die Anteile in den Wahlkreisen Luzern-Land (20,6%) und Entlebuch (14,3%).

Statistik 4.4: Politische Repräsentation auf Kantonebene; Grosser Rat



Statistik 4.5: Politische Repräsentation auf Kantonebene; Grosser Rat



Statistik 4.6: **Politische Repräsentation auf Kantonsebene; Grosser Rat**

Seit 1971 erhöhte sich der Frauenanteil im Grossen Rat stetig, bis er im Jahr 1995 30,6% erreichte. Mit den Wahlen 2003 und der Verkleinerung des Grossen Rates von 170 auf 120 Sitze sank der Frauenanteil wieder auf 25,8%.

Politische Repräsentation auf Kantonsebene; Regierungsrat

Der Luzerner Regierungsrat setzt sich aus vier Männern und einer Frau zusammen. Seit 1987 ist immer ein Sitz im Luzerner Regierungsrat von einer Frau besetzt.

Statistik 4.7: **Kantonale Vertretung auf Bundesebene; Nationalrat**

Der Kanton Luzern wird im Nationalrat mehrheitlich von Männern vertreten (eine Frau und neun Männer). Von den Männern gehören je drei zur SVP und zur CVP, zwei zur FDP und einer zur SP. Die Frau gehört dem Grünen Bündnis an.

1971 bis 1983 sass im Nationalrat ebenfalls nur eine Luzernerin, zusammen mit acht männlichen Kollegen. Während zweier Amtsperioden, zwischen 1991 und 1999, war der Kanton Luzern durch drei Frauen im Nationalrat vertreten.

Für die Legislaturperiode 2003–2007 wurden in den 200 Sitze umfassenden Nationalrat 52 Frauen gewählt. Sie beanspruchen somit gut ein Viertel aller Sitze.

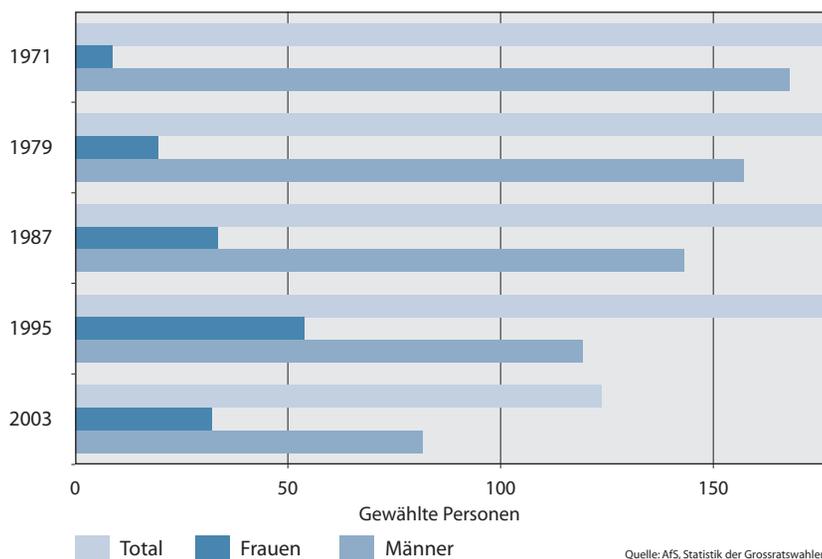
Kantonale Vertretung auf Bundesebene; Ständerat

Im Ständerat ist der Kanton Luzern seit 1985 jeweils durch eine Frau und einen Mann vertreten. In der Person von Josi J. Meier stellte der Kanton Luzern 1991 die erste Ständeratspräsidentin.

Insgesamt sind 2004 11 der 46 Ständeratssitze von Frauen belegt. 9 der 26 Kantone schicken je eine Frau in den Ständerat, nur der Kanton Genf ist mit zwei Frauen im Ständerat vertreten.

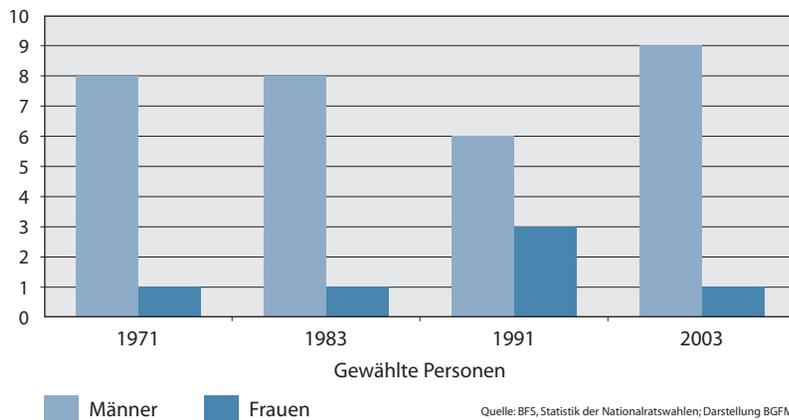
Statistik 4.6: Politische Repräsentation auf Kantonebene; Grosser Rat

Verteilung der Grossratssitze
nach Geschlecht im Kanton Luzern seit 1971



Statistik 4.7: Kantonale Vertretung auf Bundesebene; Nationalrat

Vertretung des Kantons Luzern im
Nationalrat nach Geschlecht seit 1971



GLEICHSTELLUNGSPOLITIK IST MEHR ALS FRAUENFÖRDERUNG

Bereits 1893 forderte der Arbeiterverein in der Schweiz das Frauenstimmrecht und setzte damit einen langen, zähen Prozess in Gang. Noch heute ist die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Politik keine Selbstverständlichkeit. Nur wenn die Geschlechterfrage bewusst in alle politischen Entscheide einfließt, kann tatsächliche Chancengleichheit in der Gesellschaft verankert werden.

Von Ursula Stämmer-Horst, Stadträtin Luzern

«Sind Sie eine Frau, die sich für Politik interessiert, und möchten ins Luzerner Kantonsparlament gewählt werden? Dann ist dies der sicherste und schnellste Weg: Kandidieren Sie für die Sozialdemokratische Partei oder das Grüne Bündnis. Auf keinen Fall sollten Sie sich der SVP zuwenden, dort sind die Chancen gleich null. Weiter verbessern können Sie Ihre Chancen, wenn Sie in der Stadt ansässig sind, um einiges schwieriger ist es im Entlebuch.» Spontan wollte ich der jungen Frau, die solches behauptete, Recht geben. Aber stimmen diese Aussagen wirklich?

Statistik spricht eine andere Sprache

Im Verhältnis zu ihrem Anteil an der ständigen Wohnbevölkerung (50,8%) sind die Frauen im Grossen Rat des Kantons Luzern noch immer krass untervertreten: 74% Männer, 26% Frauen. Die linken Parteien dürfen für sich in Anspruch nehmen, dass sie jeweils am meisten Kandidatinnen aufstellen und in ihren Fraktionen anteilmässig denn auch am meisten Frauen sitzen. Allerdings führt der geringere Anteil Kandidatinnen bei der Christlichdemokra-

tischen Volkspartei (CVP) und der Freisinnig-Demokratischen Partei (FDP) dazu, dass diese letztendlich relativ gute Chancen haben, gewählt zu werden (vgl. Statistik Seite 57). Mit einem Frauenanteil in den Behörden von 29% zeigt sich in den Gemeinden des Kantons ein ähnliches Bild (vgl. Statistik Seite 55). Die Gemeinderätinnen gehören dort vorwiegend der FDP und der CVP an und werden bevorzugt zu Sozialvorsteherinnen gewählt.

Politisierende Frauen sind nicht die Norm

Es gibt für diese Untervertretung von Frauen in der Politik – die mehr oder weniger für die ganze Schweiz gilt – zahlreiche Gründe. Einer der wichtigsten: Politisierende Männer waren über 150 Jahre hinweg in unserem Land die Norm. Das wirkt sich bis heute aus. Wie eng die Vertretung von Frauen in der Politik an (alte) gesellschaftliche Normen und Werte gebunden ist, zeigt sich zum Beispiel daran, dass Frauen in städtischen Gebieten erheblich besser gewählt werden als in ländlichen Regionen. Die meisten gesellschaftlichen Entwicklungen beginnen im urbanen Raum. Hier, im Schutz einer gewissen

Anonymität, wird eher Neues ausprobiert. Der Schluss liegt deshalb nahe: Erst wenn die Gleichstellung von Frauen und Männern in der gesamten Gesellschaft weitgehend verankert sein wird, werden Frauen in der Politik ihren Platz gleichberechtigt und selbstverständlich neben den Männern einnehmen können.

Abgesehen von dieser historischen Hürde gibt es für Frauen zahlreiche weitere hohe Hindernisse beim Einstieg in die Politik – vom Fehlen einer Lobby bis hin zur Dreifachbelastung mit Beruf, Familie und Politik. Eine entscheidende Rolle spielen aber auch die politischen Parteien: Ohne konsequente und glaubwürdige Gleichstellungspolitik sowohl parteiintern wie auch gegen aussen sind sie eine der grössten Hürden für Frauen in der Politik.

Bei den bürgerlichen Parteien FDP und CVP gab und gibt es viele Politikerinnen, die sich in Frauen- und Gleichstellungsfragen klar positionieren und sie zum Thema ihrer politischen Arbeit machen. Beispiele dafür im Kanton Luzern waren die CVP-Nationalrätinnen Judith Stamm und Rosmarie Dormann, die jeweils vor allem mit parteifremder Unterstützung sehr gute Wahlergebnisse erzielten. Im Unterschied zu Frauen in linken Parteien war es für sie aber viel schwieriger und aufwendiger, sich parteiintern durchzusetzen. Solche Hürden können damit zusammenhängen, dass Frauen in parteiinternen Gremien zahlenmässig oft untervertreten

sind. Die linken Parteien haben erkannt, dass sie in ihrem Wählersegment mit Frauenkandidaturen Stimmen und damit Sitze gewinnen können.

Strategien für mehr Frauen in der Politik

Die Politik bestimmt und entscheidet über wesentliche Fragen unseres Zusammenlebens – von der Verteilung staatlicher Mittel bis zur Schaffung neuer Gesetze. Frauen bringen eigene Erfahrungen, Sichtweisen, Wirklichkeiten, Bedürfnisse, Themen und Perspektiven in die Politik ein. Diskussionen darüber, wie unterschiedlich Frauen und Männer in der Realität politisieren, sind müssig. Denn letztlich ist es nichts anderes als eine Frage der Gerechtigkeit, dass Frauen in der Politik paritätisch vertreten sind.

Dies könnte heissen, dass die Hälfte der Sitze für Frauen reserviert ist. Quoten wurden bisher im politischen Prozess immer abgelehnt. Erstaunlicherweise ist die Sitzgarantie in anderen Bereichen durchaus konform. So empfiehlt die Studie über die Zusammenlegung von Littau und Luzern, dass für die ersten Jahre nach der Fusion der Gemeinde Littau eine Sitzgarantie abgegeben werden soll, um die Wahlchancen der Kandidierenden zu erhöhen. Das Ziel dieser Garantie ist es, die kleinere Gemeinde Littau zu integrieren, das Wissen und die Erfahrungen für die Zukunft zu sichern und optimale Voraussetzungen für das Funktionieren einer neuen Gemeinde zu schaffen. Aber

eine paritätische Frauenvertretung ist natürlich etwas ganz anderes ... oder?

Wie wichtig Aufbau und Pflege von Beziehungen und Netzwerken gerade für Frauen in der Politik sind, betont die Autorin Esther Girsberger im Buch «Abgewählt – Frauen an der Macht leben gefährlich». Aber auch die Medien können mit bewusstem Einbezug von Politikerinnen dazu beitragen, dass die Leistungen von Frauen – gerade weil sie in der Politik noch in der Minderheit sind – tatsächlich wahrgenommen werden. Untersuchungen zeigen immer wieder, dass in der Wahlberichterstattung den Frauen noch kein gleichberechtigter Platz eingeräumt wird.

Vieles liegt, wie erwähnt, in der Hand der politischen Parteien. Parteien, die Frauen und Gleichstellung ernst nehmen, integrieren Frauen gleichberechtigt in die Parteistrukturen, so dass sie die Politik mitsteuern. Themen wie Gleichstellung, Vereinbarkeit von Beruf und Familie werden aber nicht einfach an die Frauen delegiert, sondern sind gleichermaßen Männerthemen, und Werte, die insbesondere Frauen wichtig sind (z.B. Solidarität), werden ins Parteiprogramm aufgenommen.

Gender Mainstreaming – auch in der Politik

Gleichstellung in der Politik ist mehr als Frauenförderung. Auf dem Weg zur Verwirklichung tatsächlicher Chancengleichheit von Frauen und

Männern bietet sich eine zusätzliche Strategie an: Gender Mainstreaming. Dieses von der Europäischen Union (EU) getragene und besonders in Skandinavien, Deutschland und Österreich realisierte Prinzip geht davon aus, dass in alle gesellschaftspolitischen Prozesse und Massnahmen auch eine geschlechterbezogene Sichtweise eingebracht wird. Damit soll die Verantwortlichkeit für die Umsetzung von Gleichstellungsanliegen breiter abgestützt werden. Gender Mainstreaming ergänzt somit die gesetzlichen Massnahmen zur Gleichstellung und die traditionelle Frauen-Förder-Politik. Gender Mainstreaming in der Politik bedeutet demnach, dass alle politischen Vorhaben die vielfältigen Bedürfnisse und Lebenssituationen von Frauen und Männern bewusst berücksichtigen müssen und auf ihre Wirkung zur Förderung der Chancengleichheit überprüft werden sollen. Dabei müssen folgende Fragen gestellt werden:

- Sind die rechtlichen Grundlagen ausreichend (Gesetze, Weisungen, Reglemente, Leitbilder)?
- Stehen Frauen und Männern die gleichen Ressourcen zu (Geld, Zeit, Macht, Bildung, Fachwissen, Personal)?
- Sind Männer und Frauen gleichermaßen in die Planung, Entscheidung und Durchführung einbezogen (Repräsentation)?
- Sind die vielfältigen Realitäten berücksichtigt (soziale Rahmenbedingungen, unterschiedliche Anliegen, geschlechtsspezifische Werte und Normen)?

Auf diese Weise fliesst das Anliegen der

Chancengleichheit in alle gesellschaftlich relevanten Fragestellungen ein, besonders in jene, in denen noch viel Handlungsbedarf besteht – wie gleichberechtigter Zugang zu Bildung, gleichwertige Arbeitsplätze mit gleichem Lohn, Erhöhung des Anteils an entscheidenden und planenden Frauen in allen Bereichen. Den letztgenannten Punkt betrachte ich als besonders wichtig, und in diesem Bereich besteht wohl der grösste Handlungsbedarf.

Gleiche Start- und Rahmenbedingungen

Echte Chancengleichheit kann es erst geben, wenn die tatsächliche Gleichstellung von Frau und Mann in allen gesellschaftlichen Bereichen erreicht ist. Das heisst, dass Frauen tatsächlich gleich wie Männer in den Führungsetagen von Politik und Wirtschaft vertreten sind und nicht nur die mehr oder weniger theoretische Chance haben, unter mehr oder weniger grossen Anstrengungen dorthin zu gelangen. Solange Frauen in Führungspositionen nicht selbstverständlich sind, sondern eine Minderheit bilden, müssen sie besonders darum kämpfen, dorthin zu kommen. Und wenn sie es geschafft haben, müssen sie ihre Fähigkeiten besonders unter Beweis stellen. Solange es zum Beispiel in der Mehrheit Frauen sind, die Betreuungsarbeiten übernehmen, gehen Unternehmen von der Wahrscheinlichkeit aus, dass Frauen (und nicht Männer) ihre Berufslaufbahn unterbrechen. Das kann dazu führen, dass sie tendenziell weniger für Führungsfunktionen

vorgesehen werden. Tatsächliche Gleichstellung kann deshalb nicht durch die Anpassung von Frauen an männlich geprägte Strukturen erreicht werden, sondern nur durch die Änderung der Strukturen und Rahmenbedingungen selbst, um so Chancen zu eröffnen.

Es profitieren alle

Die gleichstellungsorientierte Politik ist unverzichtbarer Teil einer nachhaltigen Entwicklung. Das bedeutet, dass gesellschaftliche Solidarität, wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und ökologische Verantwortung im Gleichgewicht bleiben müssen. Durch den Einbezug vielfältiger Lebenserfahrungen, Einstellungen, Hintergründe und Wissensquellen werden die Entscheidungen breiter abgestützt. Gleichzeitig wird die Verantwortung besser verteilt. Davon wird die ganze Gesellschaft profitieren, aber auch die Einzelnen – Männer, Frauen und nicht zuletzt die kommenden Generationen. ■

Literaturhinweise:

Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (1998). *Frauen Macht Geschichte. Frauen- und gleichstellungspolitische Ereignisse in der Schweiz 1848–1998*. Bern: Eidg. Drucksachen- und Materialzentrale.

Girsberger, Esther (2004). *Abgewählt – Frauen an der Macht leben gefährlich*. Zürich: Xanthippe-Verlag.

KINDER, KARRIERE, KOMPROMISSE

Margareta Krieger Feyer

geboren 1966

Sozialpädagogin und Mutter

Andreas Feyer-Krieger

geboren 1963

Landschaftsarchitekt HTL,

Erwachsenenbildner und Vater

leben in Adligenswil

Von Christine Weber

«Über unsere Familiensituation haben wir oft gesprochen, es wurde schon einiges geschrieben. Manchmal fragen wir uns, ob unser Leben wirklich so aussergewöhnlich ist», meint Andy Feyer-Krieger. Das ist es aber tatsächlich: In der Schweiz haben nur gerade 7% aller Familien ein Modell gewählt, in dem Vater und Mutter Teilzeit arbeiten. Teilzeitväter sind also noch immer so rar gesät wie Rüben im Wald.

Umsteigen an der Brüelstrasse in Luzern. Mit Bus 26 Richtung Adligenswil. Aussteigen an einer Haltestelle, wie es Dutzende gibt. Das Stadtzentrum noch gut erreichbar und dennoch das Gefühl, auf dem Land zu sein – aber erst, wenn die Strasse überquert ist und das kleine Gittertor die Trennlinie von hier zu dort klar signalisiert. Rund 14 Familien wohnen in den schmucken, blauen Holzhäusern. An den Türen gibt es keine Klingeln, im Innenhof plätschert ein Bächlein, und vor jedem Haus steht mindestens ein Kindervelo. In dieser Siedlung ist die Familie Krieger Feyer vor zwei Jahren

angekommen. Andy und Magi mit ihren zwei Kindern Lea und Tim, 5 und 2 Jahre alt.

«Schau», sagt Lea stolz und hält eine Zeichnung hoch. Eine lustige Frau lacht aus dem Bild. Sie trägt einen bunten Pullover, und auf den ersten Blick ist nicht ersichtlich, ob sie einen Rock oder Hosen trägt. Lea erklärt: «Ich habe die Jeans so gezeichnet, dass man weiss, was drunter ist. Wie bei den Marroni: Da ist auch was drunter. Unter der Schale.»

Apropos Hosen: Wer hat sie denn hier an – er oder sie? Die Antwort ist einfach und kompliziert: Mal sie, mal er und eigentlich beide und beide auch wieder nicht.

Seit 23 Jahren sind Magi Krieger Feyer und Andy Feyer-Krieger ein Paar. Vor acht Jahren heirateten sie, vor fünf Jahren wurde die Tochter Lea geboren. Bis dahin war es ein weiter, wohlüberlegter Weg mit vielen Tücken und Freuden. Ein Weg, der noch nicht zu Ende ist.



«ALS VATER UND MANN WILL ICH MIT DER FAMILIE DURCH DICK UND DÜNN GEHEN»

Magi Krieger hat Sozialpädagogik studiert, Andy Feyer Landschaftsarchitektur.

Als die beiden beschlossen, eine Familie zu gründen, wussten sie, dass alles anders werden würde.

Heute arbeitet Magi Krieger zwar noch in der gleichen Institution. Sie hat ein 40%-Pensum in einer Wohngruppe für Menschen mit Körperbehinderungen. Allerdings ist sie nicht mehr Ko-Leiterin. Damit jemand mit diesem reduzierten Pensum eine Leitungsposition einnehmen kann, fehlt – auch bei sozialen Institutionen – nach wie vor die Flexibilität und Kreativität. Nötig wären tiefgreifende Umstrukturierungen. Das ist mit ein Grund, warum sich Magi Krieger mittlerweile in ihrem Job unterfordert fühlt. «Ein Projekt planen und durchziehen – das fehlt mir momentan im Beruf», erzählt sie. Und: «Mit einer Familie musst du viel unter einen Hut bringen. Deshalb steht die Weiterbildung oft hinten an.» Aber jetzt, nach so langer Zeit, soll sich etwas verändern. Sie packt es an, allen Umständen zum Trotz: 2005 absolviert sie den ersten Block der Ausbildung zur Erwachsenenbildnerin.

Ganz ähnlich, wenn auch aus anderen Gründen, geht es ihrem Partner Andy: Vor der Familiengründung war er ein passionierter Landschaftsarchitekt gewesen, und wäre er es ohne Familie wohl immer noch. Die herausfordernde Arbeit,

das sichtbare Resultat – eine grosse Befriedigung. Noch heute wünscht er sich manchmal statt des Büros und der wortreichen Sitzungen die Gummistiefel an den Füßen und den Lärm des Baggers zurück. Das Handfeste, Bodenständige. «Am Ende des Tages sehen, woran ich gearbeitet hatte, das war schön», sagt er, «aber irgendwie auch banal. Wenn ich jetzt spüre, dass unsere Kinder glücklich sind und wir einen Weg gefunden haben, sie glücklich zu machen, scheint mir das viel wichtiger zu sein.»

Kurz und gut: Als Landschaftsarchitekt hatte Andy Feyer kaum Chancen auf ein Teilzeitpensum. Zu gross die berufliche Verantwortung und Erwartung, zu gross das freiwillige Engagement an Abenden und Wochenenden. Das konnte er bei vielen seiner Berufskollegen mit Familie sehen, und diese Beispiele gaben für ihn schliesslich den Ausschlag, alles ganz anders zu machen: Wenn Familie, dann so, dass er auch Anteil hat. Nicht nur als Wochenendvater, sondern als Mann und Vater, der mit der Familie durch dick und dünn geht. Durch Alltag und Haushalt, Geburtstagsfeste und Sandkastenstreit, Abwaschkonflikte und Salatsaucen-Philosophien.

Zwar mit Wehmut und ins Blaue hinaus, aber Andy Feyer war bereit zu kündigen: Ungewiss, ob da etwas kommt oder ob alles im Desaster endet. Und siehe da: Kurz darauf – Magi im siebten Monat schwanger – fand er eine Anstellung

«DER AUSTAUSCH ZUM THEMA VEREINBARKEIT VON FAMILIE UND BERUF WAR FÜR UNS WICHTIG»

als Erwachsenenbildner mit einem 60%-Pensum bei einem Hilfswerk. Einziger Nachteil: Er arbeitet in Zürich, und die Zugfahrten rauben der Familie wertvolle Zeit.

Viel Wasser ist seit jenen beruflichen Entscheidungen den Bach hinuntergeflossen. Bereut haben beide ihren Mut nicht. Nur: Dem Zufall haben sie kaum etwas überlassen, die Lebensplanung scheint optimal. Bereits vor der Geburt von Lea trat das Paar dem Verein UND bei, der sich für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie einsetzt. «Der Austausch mit Frauen und Männern zu diesem Thema war für uns sehr wichtig», erzählt Andy Feyer, «die meisten Eltern, die wir dort trafen, hatten schon Kinder und lebten in einem Teilzeitmodell. Wir konnten von ihren positiven und negativen Erfahrungen profitieren und uns rechtzeitig überlegen, wie wir uns selber organisieren wollten.»

Jetzt arbeiten beide unregelmässig regelmässig. Sowohl das Hilfswerk wie auch die Institution für Menschen mit Behinderung erweisen sich als recht flexible Arbeitgeberinnen. Auf jeden Fall um einiges familienfreundlicher als manche Firmen in der Privatwirtschaft. Ausserdem erlaubt es der Lohn, dass das Geld auch mit Teilzeit gerade noch reicht – ein Privileg, das eigentlich für alle Familien keines sein sollte. Jede Woche gibt es einen Familientag, den die vier Familienmitglieder miteinander verbringen. Die Haus-Agenda wird

gemeinsam geführt, die Arbeiten werden nach Möglichkeit auf beide gleichmässig verteilt. Anfangs recht streng, inzwischen etwas weniger, weil sich zeigte, dass eine ressourcenorientierte Aufteilung manchmal einfacher ist. «Andy ist ein zu genauer Haushalter», meint Magi Krieger, «er verliert sich oft im Detail oder lässt sich von den Kindern ablenken. In der klassischen Haushaltsführung bin ich besser: Wenn ich am Staubsaugen bin, bleibe ich dran, quengelnde Kinder hin oder her.» Andys Kommentar: «Bei viel gutem Willen meinerseits: Irgendwie haben die Frauen den Haushalt offenbar einfach im Blut.» Sagt's, lacht und nimmt die Aussage gleich wieder zurück.

Diskutieren, reden, aushandeln, erklären, mitteilen: Das ist beim Familienmodell Feyer-Krieger unabdingbar. Manchmal geht's den beiden schon selber auf die Nerven. Der Sozi-Groove, der auch vor der Stube nicht Halt macht. Trotzdem, das nehmen sie in Kauf, um die Bedürfnisse aller Familienmitglieder immer wieder ins Zentrum zu stellen. Denn das ist der fruchtbare Boden, auf dem die Familie mit Leib und Seele steht.

Wie gesagt, bei Magi Krieger und Andy Feyer ist kaum etwas zufällig. Der Wohnort schon gar nicht. Vielmehr ist die kinderreiche Siedlung wichtiger Bestandteil ihres Familienmodells: Jede kennt jeden und jeder jede. Das erleichtert im Alltag viel, auch wenn gleichzeitig die

«WIR SIND EINFACH DA UND FÜHREN EIN RUHIGES LEBEN»

Privatsphäre nicht immer ganz privat ist. Die Kinder spielen zusammen drinnen oder draussen, die Eltern begleiten sie abwechslungsweise zur Schule, und bei Bedarf sitzen auch mal die Nachbarskinder mit am Tisch. Hier sind Feyer-Kriegers mit ihrem Lebensmodell nichts Besonderes: Viele arbeiten Teilzeit, und Andy Feyer ist nicht der einzige Mann, der mit einem kleinen Jungen an der Hand die Milchtüten nach Hause bringt.

Mit einiger Skepsis wurde die Siedlung anfangs von einem Teil der Dorfbevölkerung beäugt. Abschätziges Bemerkungen hat Andy Feyer mehr oder weniger überhört: «Manche, die morgens einen Mann mit Kindern beim Einkaufen sehen, gehen davon aus, er sei entweder arbeitslos oder habe zu Hause eine rabiate Frau, die darauf besteht, erwerbstätig zu sein.» Aber es gibt auch Lustiges aus dem Hausmann-Leben zu berichten: Von einer älteren Frau, die ihn in den Arm gekniffen hat, weil sie schon immer mal einen lebendigen Hausmann anfassen wollte. Oder vom Mutter-und-Kind-Schwimmen, wo er als einziger Vater völlig überrascht wurde von der übertriebenen Aufmerksamkeit, die ihm die Mütter entgegenbrachten.

«Was für ein tolles Leben ihr führen könnt!», hören Feyer-Kriegers hin und wieder. Nebst Anerkennung schwingt manchmal auch ein klein wenig Neid mit. «Natürlich sind wir stolz,

dass wir ein Modell leben, das uns entspricht. Nur vergessen die meisten, dass wir hart dafür arbeiten, uns ständig wieder damit auseinanderzusetzen und auch Kompromisse in Kauf nehmen», meint Andy Feyer und erinnert an seinen Job, den er an den Nagel hängen musste. «Wichtig ist: Wir missionieren nicht für unser Modell», fügt Magi Krieger hinzu, «jede Familie hat individuelle Bedürfnisse, die bei der Lebensgestaltung zu berücksichtigen sind. Unser Modell ist eine Möglichkeit von vielen. Und ausserdem eine, die ständig in Bewegung ist. Was jetzt so ist, muss und wird nicht immer so bleiben.»

Die Eltern sitzen am Holztisch. Lea spielt draussen, Tim werkelt mit einem Spielzeug. Im Ofen prasselt ein Feuer, leise klopfen Regentropfen ans Fenster. Es ist gemütlich und häuslich. «Manchmal sitzen wir da und überlegen, was wir eigentlich aus dem Leben machen», sinniert Magi Krieger, «wir planen keine grossen Abenteuer, keine Weltreise mit den Kindern und auch sonst nichts Spezielles. Wir sind einfach da, führen ein ruhiges und beständiges Leben. Dann merke ich, dass so gesehen unsere Lebensführung nicht so viel anders ist als jene unserer Eltern. Eben, eigentlich nichts Besonderes.» ■

GESUNDHEIT: FAKTEN UND TENDENZEN

Das Geschlecht beeinflusst die Gesundheits- und Krankheitsentwicklung wesentlich. Lange Zeit wurde dies in der Gesundheitspolitik zu wenig beachtet, und noch immer gibt es nur wenige Daten zu diesem Thema. Dazu kommt, dass gesundheitsrelevante Daten erst seit kurzem aus der geschlechtsspezifischen Perspektive betrachtet werden.

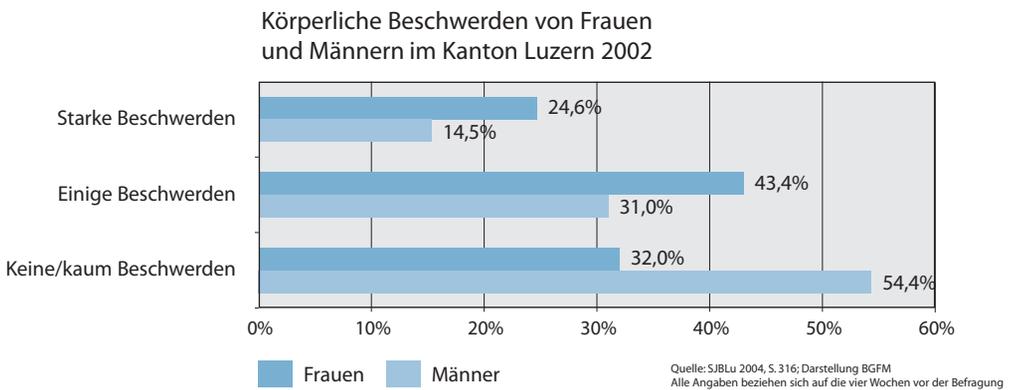
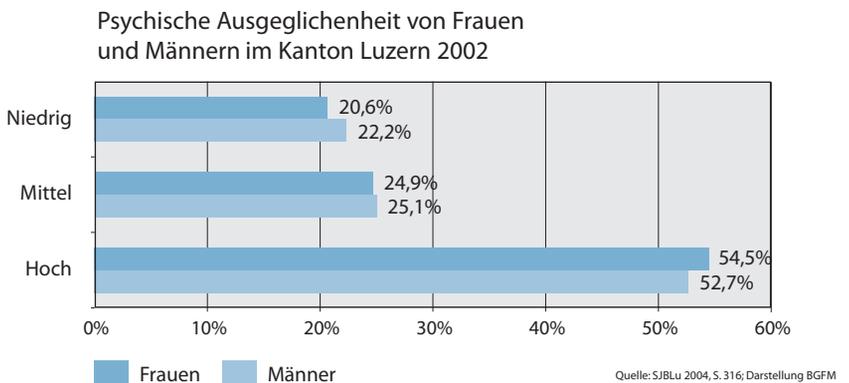
Die meisten Frauen und Männer im Kanton Luzern fühlen sich gesundheitlich gut. Trotzdem begeben sich Frauen häufiger in ärztliche Behandlung als Männer. Männer rauchen mehr und trinken häufiger Alkohol als Frauen, Frauen nehmen mehr Medikamente ein. Frauen achten eher auf gesunde Ernährung, während Männer zufriedener sind mit ihren körperlichen Aktivitäten in der Freizeit.

Statistik 5.1: **Gesundheitszustand**

Wesentlich mehr Männer (54,4%) als Frauen (32%) hatten in den letzten vier Wochen vor der Befragung keine oder kaum Beschwerden. Dementsprechend geben mehr Frauen als Männer einige oder starke Beschwerden an. Eine grosse Mehrheit der Luzerner Kantonsbevölkerung, Frauen wie Männer, fühlt sich gesundheitlich gut (61,5% der Frauen, 63% der Männer) oder sehr gut (23,4% der Frauen, 25,1% der Männer). Mittelmässig bis schlecht fühlen sich 15,1% der Frauen und 11,9% der Männer.

Statistik 5.2: **Gesundheitszustand**

Mehr als die Hälfte der Frauen und Männer gibt an, sich psychisch ausgeglichen zu fühlen. 20,6% der Frauen und 22,2% der Männer bezeichnen ihre psychische Ausgeglichenheit als niedrig. Etwas mehr Männer als Frauen fühlen sich psychisch nicht ausgeglichen. Insgesamt zeigt sich, dass Männer weniger unter körperlichen Beschwerden leiden als Frauen. Männer fühlen sich jedoch psychisch eher unausgeglichen; die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind hier aber nur gering.

Statistik 5.1: **Gesundheitszustand**Statistik 5.2: **Gesundheitszustand**

Statistik 5.3: **Inanspruchnahme von Leistungen**

Frauen suchen deutlich häufiger eine Ärztin oder einen Arzt auf als Männer.

Alternative Behandlungsmethoden sind bei Frauen beliebter als bei Männern. 10% der Frauen und 4,5% der Männer entschieden sich 2002 für eine homöopathische Behandlung. 7% der Frauen und 2,6 % der Männer nahmen eine Akupunkturbehandlung in Anspruch.

Statistik 5.4: **Gesundheitsrelevante Verhaltensweisen**

In allen Altersgruppen ist der Anteil rauchender Männer grösser als der Anteil rauchender Frauen. Insgesamt rauchen 33,9% der Männer und 23,9% der Frauen im Kanton Luzern. Ähnlich verhält es sich beim Alkoholkonsum. 15,7% der Männer, aber nur 4,9% der Frauen trinken mehrmals pro Woche Alkohol. Täglich konsumieren 5,9% der Frauen und 16,8% der Männer Alkohol. 24,4% der Frauen und 11,9% der Männer sind abstinent.

Anders sieht es aus beim Konsum von Medikamenten. Deutlich mehr Frauen als Männer geben an, in den letzten sieben Tagen vor der Befragung ein Medikament genommen zu haben, nämlich 38% der Frauen und 30,3% der Männer.

79,3% der Frauen und 63,1% der Männer im Kanton Luzern achten auf ihre Ernährung. Im deutschschweizerischen Durchschnitt tun dies insgesamt 74% der Bevölkerung. Der Kanton

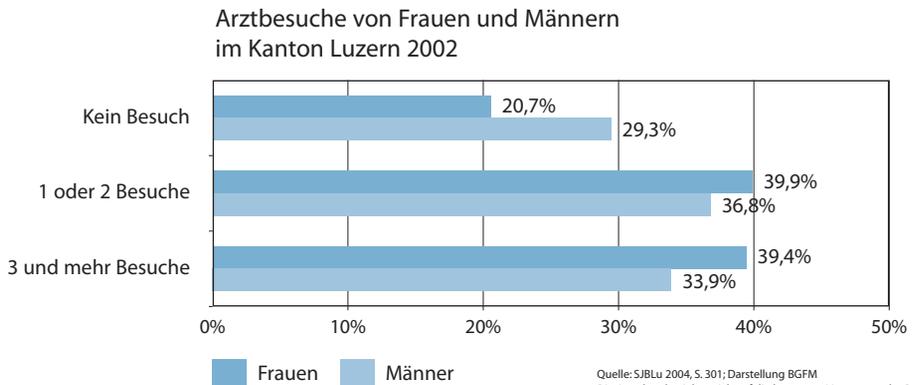
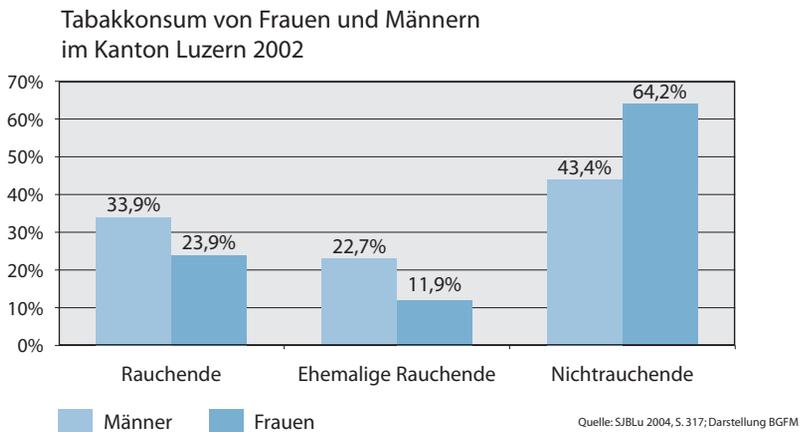
Luzern liegt mit 71,1% etwas unter diesem Wert.

64,2% der Luzerner Kantonsbevölkerung sind zufrieden mit ihrer körperlichen Freizeitbetätigung, Männer etwas mehr als Frauen. 35,6% der Frauen und 29,5% der Männer betätigen sich in ihrer Freizeit nicht körperlich.

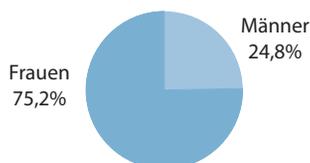
Statistik 5.5: **Gewalt- und Opfererfahrung**

2003 wurden im Kanton Luzern 1303 Opferberatungsfälle registriert. 876 Fälle betrafen den Tatbestand der Körperverletzung und der Verletzung der sexuellen Integrität. Bei den anderen Beratungen ging es um Tötungen oder versuchte Tötungen (35), Strassenverkehrsunfälle (167) und andere sowie unklare Straftaten (225). In drei Vierteln der Beratungen war das Opfer eine Frau. In 79,9% der Fälle war der Täter ein Mann. Bei den restlichen 20,1% gibt es keine Angabe zum Geschlecht der Täterschaft. Bei der Hälfte der Fälle stammt der Täter aus dem familiären Umfeld.

Die Luzerner Polizei wurde im Jahr 2003 durchschnittlich 20-mal pro Monat wegen häuslicher Gewalt kontaktiert. In 90% der Fälle folgte darauf eine polizeiliche Intervention (Web-Seite des Luzerner Interventionsprojekts gegen häusliche Gewalt).

Statistik 5.3: **Inanspruchnahme von Leistungen**Statistik 5.4: **Gesundheitsrelevante Verhaltensweisen**Statistik 5.5: **Gewalt- und Opfererfahrung**

Opfer bei Opferhilfeberatungen im Kanton Luzern 2003



Quelle: BFS, Opferhifestatistik 2003; Darstellung BGFM

GESCHLECHTERGERECHTE SOZIALPOLITIK FÖRDERT DIE GESUNDHEIT

Bereits anhand einzelner Indikatoren, wie zum Beispiel der Beschwerdehäufigkeit und ihrer Verteilung in der Bevölkerung, kann gezeigt werden, dass soziale Faktoren, die mit fehlender Gleichstellung zusammenhängen, für die Gesundheit eine Rolle spielen. Deshalb ist davon auszugehen, dass sich sozialpolitische Massnahmen, welche die Gleichstellung der Geschlechter fördern, direkt oder indirekt günstig auf die Gesundheit auswirken. Und das wiederum heisst: Gesundheits- und Sozialpolitik müssen Hand in Hand gehen.

Von Elisabeth Zemp, Oberärztin am Institut für Sozial- und Präventivmedizin, Universität Basel

Der «kleine Unterschied» in der Gesundheit ist – neben den biologischen Gegebenheiten – unter anderem das Ergebnis sozialer Realitäten und individueller Verhaltensweisen. Hinzu kommen Umwelt- und Versorgungsfaktoren, die auf komplexe Weise Gesundheit und Krankheit beeinflussen. Wer Gesundheitsdaten aus der Geschlechterperspektive interpretiert, muss deshalb eine Vielzahl möglicher Ursachen und Wirkungs-Beziehungen zwischen Geschlecht, Gesundheit und sozialen Faktoren berücksichtigen.

Gesundheit wird wesentlich mitbestimmt durch das persönlich-familiäre und das berufliche Umfeld, den Ausbildungsstand, die wirtschaftliche Lage, die soziale Einbindung und die soziale Sicherheit. Weil solche Faktoren oft über den Zugang zu Ressourcen und die Belastungen im Alltag entscheiden und sich sowohl auf den Lebensstil wie auch auf das Gesundheitsverhalten auswirken, gelten sie als wichtigste Ursache für die ungleiche Verteilung von Gesundheit in der Bevölkerung. So haben

Angehörige niedrigerer sozialer Schichten eine um mehrere Jahre geringere Lebenserwartung als Angehörige höherer Schichten. Viele der erwähnten sozialen Faktoren, die sich auf die Gesundheit auswirken, unterscheiden sich bei Frauen und Männern. Von sozialpolitischen Massnahmen, welche die Gleichstellung fördern, kann deshalb insbesondere ein Effekt zugunsten der Gesundheit von Frauen erwartet werden.

Um die Auswirkungen fehlender Gleichstellung auf die Gesundheit zu analysieren, stellen sich u. a. folgende Fragen:

- Wo liegen die wichtigsten gesundheitlichen Probleme von Frauen und Männern?
- Wie wirken sich geschlechtsspezifische Rollenerwartungen und fehlende Gleichstellung auf die Gesundheit von Frauen und von Männern aus?
- Trägt die gesundheitliche Versorgung dem Bedarf beider Geschlechter Rechnung?
- Werden Präventions- und Interventionsstrategien so eingesetzt, dass sie bei Män-

nen und Frauen gleichermaßen wirksam sein können?

- Von welchen sozialpolitischen Massnahmen ist am meisten Gesundheitswirkung zu erwarten?

Die im statistischen Teil (siehe Seiten 70–73) beschriebenen Gesundheitsdaten betreffen eine Auswahl der in der Schweizerischen Gesundheitsbefragung 2002 erfragten Indikatoren. Die vorhandenen Daten reichen allerdings nicht, um die Frage nach den wichtigsten Gesundheitsproblemen von Frauen und Männern zu beantworten. Möglich ist höchstens eine Analyse, wie sich diese Gesundheitsbelange in der Bevölkerung verteilen und ob soziale Faktoren, die mit fehlender Gleichstellung in Verbindung gebracht werden, dafür eine Rolle spielen.

Männer fühlen sich gesünder

Ein hoher Anteil der Luzerner Bevölkerung beurteilt die eigene Gesundheit als gut oder sehr gut (85% der Frauen, 88% der Männer). Etwas mehr als die Hälfte beschreibt sich als psychisch ausgeglichen (Männer wie Frauen). Ein deutlicher Unterschied zeigt sich bei der Beschwerdehäufigkeit: Mehr als die Hälfte der Männer (54%) ist fast oder völlig beschwerdefrei, während dies bei den Frauen nur bei knapp einem Drittel (32%) der Fall ist.

In Übereinstimmung mit nationalen und internationalen Forschungen geht aus dem Luzerner Gesundheitsbericht hervor, dass mehr

Frauen als Männer an Schlafstörungen, Kreuzschmerzen, Kopfschmerzen leiden. Im Alter über 65 Jahren sind Frauen von Schwindel und Stürzen stärker betroffen als gleichaltrige Männer. Allerdings lässt sich aus der Häufigkeit der Beschwerden allein nicht herleiten, ob die beobachteten Unterschiede zwischen den Geschlechtern mit frauenspezifischen Gesundheitsbelangen, mit sozialen Faktoren oder mit der Versorgung zu erklären sind. Dafür wären differenziertere Daten und Analysen nötig, die den Altersverlauf und die Zusammenhänge mit sozialen Faktoren berücksichtigen.

Eine Untersuchung mit Daten der Gesundheitsbefragung von 1997 zeigte auf schweizerischer Ebene, dass sich lang dauernde körperliche oder seelische Probleme vergleichsweise häufiger bei bildungsmässig benachteiligten Frauen finden. Frauen mit grösseren Belastungen bzw. Ressourcenknappheit zeigten eine schlechtere Einschätzung der eigenen Gesundheit, mehr körperliche Beschwerden, ein niedrigeres psychisches Wohlbefinden und einen grösseren Anteil Raucherinnen. Am schlechtesten sah dieses Profil bei allein erziehenden Frauen aus.

Wichtig sind Vertrauenspersonen

In der Altersstruktur zeigen sich Zeichen eines demographischen Wandels, der für die gesundheitliche Lage und eine geschlechtergerechte Betreuung Konsequenzen hat. Zum Beispiel ist der Anteil der über 80-Jährigen gemäss Statistik

des Kantons Luzern bei den Frauen doppelt so hoch wie bei den Männern: 5% gegenüber 2,5%. Der Anteil Verheirateter ist bei Männern über 80 Jahren wesentlich höher als bei gleichaltrigen Frauen (65% versus 21,5%). Entsprechend ist der Anteil der Ledigen, Verwitweten oder Geschiedenen bei Frauen dieser Altersgruppe wesentlich höher (79% bei den Frauen, 35% bei den Männern). Dementsprechend findet sich auch ein weit höherer Anteil Frauen in Einpersonenhaushalten, nämlich 80%.

Auf gesamtschweizerischer Ebene wurde gezeigt, dass bei Frauen ohne persönliche Vertrauenspersonen häufiger (starke) Beschwerden vorliegen. Dieser Zusammenhang besteht bei Männern nicht. Vor dem oben aufgeführten demographischen Hintergrund wird dies verständlich. Das demographische Bild bietet gleichzeitig einen Ansatzpunkt, auf welche Gruppen Aktivitäten ausgerichtet werden müssten. Eine bedürfnis- und zielgruppenorientierte gesundheitliche Betreuung bei den Betagten müsste sowohl Gleichstellungs- wie Effizienzkriterien erfüllen.

Geschlechterspezifische Prävention

Mehr Frauen als Männer haben in den 12 Monaten vor der Befragung ärztliche Hilfe beantragt, sie haben zudem häufigere Konsultationen als Männer. Frauen unterzogen sich auch häufiger homöopathischen oder Akupunktur-

therapien. Diese Ergebnisse zeigen nur eine Auswahl aus der breiten Palette medizinischer Dienste. Für eine weitergehende Geschlechteranalyse müssten detailliertere Daten vorliegen, damit zum Beispiel zwischen ambulant-stationär, präventiv-kurativ sowie Spitex unterschieden werden kann. In einem weiteren Schritt müsste der Zusammenhang mit sozialen Faktoren analysiert werden. So sind beispielsweise die Schichtunterschiede bei Zahnarztbesuchen bei Frauen grösser als bei Männern.

Auch im Kanton Luzern zeigt sich das in der Schweiz verbreitete Muster, dass Frauen einen geringeren Tabak- und Alkoholkonsum aufweisen, sich bewusster ernähren, hingegen häufiger Medikamente einnehmen und sich in ihrer Freizeit weniger körperlich betätigen als Männer. Angesichts dieser Unterschiede sind geschlechterspezifische Präventionsstrategien sehr wichtig, und zwar bereits bei jüngeren Altersgruppen.

Gewalt hat grosse Folgen

Die Anzahl der im Kanton Luzern registrierten Opferberatungsfälle im Jahr 2003 betrug 1303, davon betrafen drei Viertel Frauen. In 80% der Fälle war der Täter ein Mann, wovon in der Hälfte aus dem familiären Umfeld. Aus internationalen Studien geht hervor, dass sich nur ein Bruchteil der misshandelten Frauen an die Polizei wendet und dass bis zu zwei Drittel der körperlich misshandelten Frauen niemandem von diesen

Misshandlungen erzählen. Gesundheitliche Auswirkungen von Gewalt betreffen die unmittelbaren Folgen wie Verletzungen, sexuell übertragbare Infektionen, aber auch ein breites Spektrum an späteren Beeinträchtigungen mit beträchtlichen Kostenfolgen: vermehrte körperliche Beschwerden, Einschränkung der physischen Fähigkeiten, chronische Erkrankungen, häufige ärztliche Behandlungen, Suizidalität. Hier kommt den Professionellen im Gesundheitswesen eine wichtige Funktion zu.

Spezifisches Wissen ist nötig

«Nur was man kennt, kann man auch managen», schreibt Regierungsrat Markus Dürr im Vorwort des Luzerner Gesundheitsberichts. Doch um den Blick überhaupt auf Gesundheitsdaten richten zu können, müssen diese zum Teil noch beschafft werden. Und damit sie wirklich handlungsrelevant werden, müssen sie entsprechend detailliert vorliegen. Das heisst, die Daten sollten sich auch auf das Geschlecht resp. auf die Unterschiede zwischen Frauen und Männern beziehen. Denn gesundheitspolitische Massnahmen sind umso wirksamer, je besser sie auf die Bevölkerung und auf das tatsächliche Geschehen zugeschnitten sind. «Gezielte Prävention» wäre das Zauberwort. Das erfordert spezifisches Wissen. Noch ist es aber eine Vision, dass (Gesundheits-)Politiker/innen solches Wissen für ihre Planung, ihre Massnahmen und die Überprüfung der Massnahmen nutzen.

In die Gesundheit investieren

«Investing in health» sollte in der Politik zu einem Leitmotiv werden, wobei das Investieren nicht nur den gesundheitlichen, sondern auch den sozialpolitischen Bereich betrifft. Dies können sowohl gezielte (evtl. kurzfristige) Investitionen in spezifische Gruppen mit grossem Bedarf sein als auch längerfristig ausgerichtete Investitionen, die am effizientesten bei den Mechanismen der gesellschaftlichen Ungleichstellung der Geschlechter ansetzen, zum Beispiel Ressourcenstärkung von Müttern und Familien als Investition in Kinder. Werden gleichzeitig die gesellschaftliche Gleichstellung gefördert und mit geschlechterspezifischer Prävention Gesundheitsgefährdungen vermindert, so wird sich das in der Gesundheitsbilanz besonders positiv auswirken: mit einem Spareffekt auf finanzieller Ebene und mit einem Gewinn auf gesundheitlicher Ebene. ■

Literaturhinweise:

Bundesamt für Statistik (2004). *Gesundheit im Kanton Luzern. Ergebnisse aus der Schweizerischen Gesundheitsbefragung 2002*.

Bundesamt für Statistik (2000). *Schweizerische Gesundheitsbefragung. Gesundheit und Gesundheitsverhalten in der Schweiz 1997*. Neuenburg: BFS.

Amt für Statistik des Kantons Luzern (2004): *Altersstruktur der ständigen Wohnbevölkerung Stand Ende 2003*. Zugriff am 10. Januar 2005 auf http://www.lustat.ch/index/kt_lu_fb01_struktur.htm.

Siegrist, Johannes (1995). *Medizinische Soziologie*. München: Urban und Schwarzenberg.

FREI DAS SEIN, WAS ICH BIN

Astrid Spengler

geboren 1958

Betreuerin von Asyl suchenden

Frauen und Kindern

allein stehende Mutter

lebt in Luzern

Von Erwin Koch

Da sitzt sie am hellen Tisch und schiebt ihr Werk über die Tafel, das in vergangenen Nächten entstand, «Meine ganz persönliche Biografie», Astrid Spengler legt die Arme aufs Holz und sagt: «Diese Blätter sind für mich ein wichtiger Schritt, denn zu schreiben hatte ich mir lange nicht zugetraut», sie schweigt und wartet und sagt: «Bitte lies.»

Der erste Satz:

Ich bin 1958 in der Klinik St. Anna in Luzern geboren. In Kriens verbrachte ich meine Kindheit und einen Teil meiner Jugendjahre. Ich bin allein stehende, berufstätige Mutter eines bald neunjährigen Sohnes (Downsyndrom).

Drei rote Rosen stehen in einer Vase, Basilikum vor dem Küchenfenster, draussen, von ferne, das Rauschen der Reuss.

1958 geboren, der Vater, das vierzehnte von sechzehn Kindern, arbeitete bei den Schweizerischen Bundesbahnen, Monteur im Depot, zu Hause sprach er wenig, war unerreichbar für seine Tochter, er war eine geheimnisvolle und mächtige Person, für mich das Andere, Fremde ausserhalb meiner kleinen, unmittelbaren Welt, schrieb Astrid Spengler in vergangenen Näch-

ten, durch seine Rolle (Ernährerprinzip) war seine Verfügbarkeit begrenzt.

«Klar, er vermittelte mir mein Männerbild», sagt sie und fährt sich durchs blonde Haar.

«Mein Vater, ja, war sehr dominant.»

Umgekehrt vergötterte ich meine Mutter, in meinen Augen war sie wunderbar und erhaben über jede Kritik.

Wie zeigte sich das?

Astrid Spengler braucht nicht zu überlegen.

«Zum Beispiel darin», sagt sie, «dass sie sehr liebevoll war und zärtlich, sie schützte mich, mit ihr konnte ich schmusen, ich war verstanden und geborgen, und meine Mutter erlaubte mir Dinge, die mir mein Vater nicht erlaubt hätte, abendliche Ausgänge und anderes.»

Neun Jahre lang war Astrid Spengler Einzelkind, dann wurde sie Schwester und litt daran, die Aufmerksamkeit der Eltern teilen zu müssen, schon bald übernahm sie Verantwortung und hütete den kleinen Bruder, beinahe mütterlich.

Sie lacht laut und schiebt die Brille hoch.

Dadurch lernte ich frühzeitig, mit meinen Problemen allein fertig zu werden, schrieb sie.



«ICH WAR NEUGIERIG AUF ALLES, WAS DAS LEBEN ZU BIETEN HATTE»

Manchmal holte ich mir Rat und Trost bei meiner damaligen Schulfreundin. Meine Selbständigkeit wurde bewundert und ich war sehr stolz darauf. Doch dieses positive Bild verdeckte ein kompliziertes Geflecht von schmerzhaften und widersprüchlichen Gefühlen.

Schulen in Kriens, das damals noch Dorf war.

«Ich war frühreif», sagt sie in ihrer Küche, «ich liebte die Provokation, in der Schule, zu Hause, meine Mutter erzählte mir später, sie habe damals Angst gehabt um mich.»

Die Zeit der langen wallenden Röcke, des politischen Aufbruchs, die Zeit von Pink Floyd und Alice Cooper, das Mädchen Astrid machte mit und genoss, verkehrte im Jugendtreff, liess wenig aus, der erste Joint, der erste Freund, sexuelle Freiheit, Friedensbewegung, ich suchte, schrieb sie, die Grenzen innerhalb der Gesellschaft und meine persönlichen, ich war sehr neugierig auf alles, was das Leben zu bieten hatte, und tat Schritte, die mich lösten von der Ur-Bindung an meine Eltern, von der absoluten Abhängigkeit. Diese Zeit hinterliess eine tiefe Prägung.

Begann – ein Zugeständnis an die Eltern – eine einjährige Anlehre im Postcheckamt in Luzern.

«Zu Hause am Tisch hiess es: Wer beim Staat arbeitet, verliert nie die Stelle.»

Astrid Spengler buchte, von Hand, täglich Hunderte von Kontos, während der Arbeit zu reden war verboten, doch das war nicht meine Berufswelt, schrieb sie, ich habe sehr gelitten,

kam mir isoliert vor in diesen alten, mächtigen Hallen.

1976 bis 1977: Lebensmittelverkäuferin im Revo-Markt.

1978 bis 1981: Lehre als Damencoiffeuse, sie verdiente im Monat hundertsechzig Franken, Stolz, als ich meinen ersten eidgenössischen Fähigkeitsausweis in Händen hielt.

«Möchtest du noch Kaffee?», fragt sie.

In der Ecke leuchtet eine Girlande aus kleinen Lampen, Trauben liegen in einem silbernen Gefäss, die Kaffeemaschine lärmt.

«Lies nur weiter», sagt sie.

Ich bin eine leidenschaftliche Befürworterin einer befreiten Sexualität, ob heterosexuell oder gleichgeschlechtlich, meine früheren Erfahrungen in Dingen der Liebe waren Gehversuche, nichts Ernsthaftes, das Meer der Gefühle war stets in Bewegung.

Doch die Frau Astrid blieb nicht Coiffeuse, wurde, 1981 bis 1987, Werkstattschreiberin und Sachbearbeiterin bei den Flugzeugwerken Pilatus zu Stans, in einer sehr männlich dominierten Umgebung lernte ich mich durchzusetzen, auch mein Privatleben veränderte sich, ich zog nach Buochs und lernte meine zukünftige Lebenspartnerin kennen, auch sie arbeitete in der Firma.

Astrid, wie reagierten deine Eltern, als du sagtest, du seist lesbisch?

«Sie akzeptierten. Ich stellte die Eltern vor die Tatsache. Meinen Vater kümmerte dies wenig, er stellte keine Fragen und fand sich damit ab.

«ICH SETZTE MICH AN DEN TISCH UND ÜBERLEGTE: WAS STECKT IN DIR?»

Meine Mutter hingegen machte sich wohl Gedanken. Schliesslich akzeptierte auch sie. Es war einfach so. Basta.»

Sie schweigt.

Sagt: «Wir waren Teil der Familie.»

Verletzend waren die Sprüche der Arbeitskollegen, der Vorgesetzten, die glaubten, die Frau Spengler, halt noch jung, sei sexuell bloss verwirrt und entsprechend umzupolen.

«Das tat weh. Weil ich mich nicht vollwertig fühlte.»

Sie schrieb in vergangenen Nächten: In dieser Zeit gab es Momente, wo ich an Grenzen stiess. Inakzeptanz, Intoleranz, Entwürdigung. Dies löste in mir Trauer, Wut und Aggression aus. Doch dies gab mir Mut und Kraft, meinen damaligen Lebensweg weiter zu gehen. Ob es der Gesellschaft passte oder nicht!

Sie schrieb: In dieser Beziehung, die neun Jahre dauerte, begann ich, eigene Werte und Haltungen neu zu entwickeln.

«Ich kam der Freiheit, die ich meinte, ein Stück näher.»

1987: Eröffnung der eigenen Haarschneiderei in Luzern. Ich wusste, dass ich ein Risiko eingehe, dies machte mich nervös, doch nichts hielt mich davon ab, ich freute mich auf die Herausforderung.

Sie legt die Arme auf den hellen hölzernen Tisch und wartet, schiebt die Brille hoch und wartet.

Lernte einen Mann kennen, ich hatte Sehnsucht nach emotionaler Nähe.

1994: Heirat. Aufsehen, öffentlich, privat, die Fragen: Aber du bist doch lesbisch?, ich fand, ich sei der Gesellschaft gegenüber keine Rechenschaft schuldig, und schon gar nicht einer, die mich auf mein sexuelles Verhalten reduzierte.

Astrid Spengler, Ehefrau, Haarschneiderin, wurde auch Nachtfrau im Frauenhaus Luzern, diese Tätigkeit übe ich heute noch mit Herzblut aus.

«Und zur gleichen Zeit, 1995», sagt sie, «vermischte sich mein spiritueller Hintergrund mit dem Feminismus, den ich für mich eben entdeckt hatte. Ich war aktiv in einer politischen Frauengruppe, auch diese Zeit prägte und war lehrreich.»

Herrschaftskritik, Gleichberechtigung, Diskriminierung von Frauen/Menschen, Wertesysteme, Frauen-/Menschenrechte.

Astrid Spengler war sechsunddreissig Jahre alt, schwanger, neues Leben wuchs in mir heran, das bedeutete Aufbruch, Änderung, Wachstum, Entwicklung.

Ihre Frauenärztin sprach das Wort Risikoschwangerschaft. Doch Astrid Spengler liess sich nicht beirren, vertraute darauf, dass alles gut sei und gut werde, entzog sich modernsten vorgeburtlichen Untersuchungen. Dann, zwei Monate vor der Geburt, der Bescheid: Ihr Kind, Frau Spengler, ist behindert. Downsyndrom. Ausserdem organische Anomalien, Herzfehler und Darmverschluss, ich hoffte lediglich, dass mein Kind lebend auf die Welt käme und die organischen Behinderungen operabel seien.

«DAS KIND HAT MEIN WELT- UND MENSCHENBILD AUF DEN KOPF GESTELLT»

«Das Wort Behinderung geht mir nur schwer über die Lippen. Mir ist zwar klar, dass ich dieses Wort benützen muss, um mich anderen Menschen mitzuteilen. Aber ich rede nicht gern von einem behinderten Kind. Sondern von einem Kind mit anderen Fähigkeiten. Von einem Kind, das mir zeigt, welche Verhinderungen ich habe. Mein Kind Daniel hat mir mein Welt- und Menschenbild auf den Kopf gestellt», sagt Astrid Spengler in ihrer Küche.

Ein kleiner Kronleuchter unter der Decke, funkelnde Kristalle, der Fernseher auf der Küchenablage.

Astrid Spengler, das Kind noch im Bauch, und ihr Mann teilten sich Freunden und Bekannten mit und fanden oft Trost, wurden gleichzeitig selber zu Tröstern. Denn manche fragten: Kam das in deiner Familie schon mal vor? Manche sagten: Das hast du nicht verdient!, sie sagten: Mit sechsendreissig schwanger zu werden ist halt doch riskant, und redeten aus Verlegenheit.

Vierzehn Stunden Wehen, Erschöpfung, der Arzt befürchtete, die Nabelschnur könnte sich um den Hals des Kindes gewickelt haben.

Astrid Spengler schrieb in vergangenen Nächten die Liebeserklärung: Mein Sohn kam per Kaiserschnitt zur Welt. Ich blicke in zwei tiefe dunkelblaue Augen, so tief und blau wie ein Bergsee. Zutiefst in meinem Herzen gerührt, berührt und weinend vor Freude, hielt ich ein zartes, zerbrechliches Geschöpf in meinen Händen.

Sie sitzt am hellen Tisch und sagt: «Frag, wenn du Fragen hast.»

Du hast grosses Vertrauen ins Leben?

Sie nickt.

Fünf Tage nach seiner Geburt wurde Daniel am Darm operiert. Ein Spezialist aus Finnland operierte ihn am Herzen. Zwei Monate später, notfallmässig, ein Herzschrittmacher, ich begleitete meinen Sohn in dieser sehr schwierigen Zeit, ich funktionierte nur noch, Gefühle der Ohnmacht und Machtlosigkeit, der Trauer und Wut, zum Zusammenbrechen war keine Zeit.

Sie schrieb auf Seite vier ihrer Erinnerung: Heute ist mein Sohn fast neun Jahre alt. Er sprüht vor Lebensfreude, knüpft sofort Kontakt mit anderen Menschen. Und bitte nicht vergessen!! Er hat ein Chromosom mehr als ein gewöhnlicher Mensch, nämlich genau 47.

Sie fährt sich durchs blonde Haar und lacht laut.

1998: Trennung vom Ehemann. Schon nach der Geburt des gemeinsamen Sohnes, als Eingriff auf Eingriff folgte, hatte Astrid Spengler sich verlassen gefühlt.

«Er war nicht an meiner Seite», sagt sie.

Hatte endlich entdeckt, wie ausgeliefert der Mann dem Alkohol war, hatte seine Schliche erfahren und seine Lügen, sie merkte, dass sie Teil des Ganzen war, ich infizierte mich mit dem Suchtsystem der Ko-Abhängigkeit, begann die Realität zu verleugnen, meine persönliche Stärke aufzugeben, ich sank immer tiefer, die

«MEINE FORSCHUNGSREISE DURCH DAS LEBEN GEHT LUSTVOLL WEITER»

Spirale drehte, und irgendwann wusste ich, Astrid, du musst, um zu überleben, dich daraus befreien, es folgte eine leidvolle, hässliche, kämpferische Zeit um das Sorgerecht unseres Sohnes, mehrere Gerichtstermine.

«Heute, nach einem langen Prozess, umsorgen wir Daniel zu gleichen Teilen, und wir alle leben in Frieden, ja.»

2000: Betreuung von Asyl suchenden Frauen und Kindern, eine 50%-Stelle, nachts und an Wochenenden.

2002: Verkauf der Haarschneiderei.

Im September 2004 verlor Astrid Spengler ihre Arbeit als Betreuerin von Asylsuchenden, schriftliche Kündigung, Spardruck, verschärfte Asylgesetze, Sozialplan bis Februar 2005 – ein Schock, noch nie zuvor war ihr gekündigt worden. Trauer.

«Ich setzte mich an den Tisch und überlegte: Was steckt in dir? Welche Ressourcen hast du? Ich sah, dass ich viele habe. Entschied mich, weiterhin sozial tätig zu sein, entschied mich für eine Ausbildung zur Behindertenbetreuerin. Denn der Mensch», sagt Astrid Spengler, «ist mir noch immer das grösste Geheimnis.»

«Aber lies fertig.»

Nun bin ich 46 Jahre alt und lebe ein reiches, erfülltes Leben. Lebe heute eine unabhängige, gleichberechtigte Frauenbeziehung. Meine Forschungsreise durch das Leben geht lustvoll weiter. Ich lasse mir viel Zeit dabei. Der Versuch, eine eigenständige Person zu werden, ist sehr mühselig.

Sie schrieb vergangene Nacht: All diese Auseinandersetzungen, Prozesse, Schritte und Wege dienen dazu: Frei das zu sein, was ich bin: MENSCH! ■

AUTORINNEN UND AUTOREN

Fachkommentare

Beat Baumann

Ökonom. 1992-1999 Mitbegründung und Aufbau des Büros BASS in Bern. Seit 2000 Professor an der Hochschule für Soziale Arbeit, HSA Luzern. Arbeitsgebiete: Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik.

Jürg Krummenacher

Studium der Psychologie und Sozialwissenschaften an der Universität Zürich. Tätigkeit als Schulpsychologe, später Rektor und Psychologiedozent an der Höheren Fachschule für Sozialarbeit/HFS Luzern. Seit 1991 Direktor von Caritas Schweiz. Präsident der Eidgenössischen Koordinationskommission für Familienfragen (EKFF).

Regula Julia Leemann

Ausbildung und berufliche Tätigkeit als Primarlehrerin. Studium der Soziologie, Pädagogik, Psychologie; Promotion in Soziologie. Berufliche Tätigkeiten in Forschung und Umsetzung im Bildungsbereich. Seit 2002 Dozentin an der Pädagogische Hochschule Zürich, Departement Forschung und Entwicklung.

Ursula Stämmer-Horst

Ausbildung und Tätigkeit als dipl. Krankenschwester. Politische Aktivitäten in der Gewerkschaft VPOD, als Sekretärin der SP Kanton Luzern und als Mitglied des Grossen Rates des Kantons Luzern (1992-2000). Seit 2000 Stadträtin in Luzern, Sicherheitsdirektorin.

Elisabeth Zemp Stutz, PD Dr. med. MPH

Oberärztin am Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Basel, Leitung der Abteilung Frauen, Geschlecht und Gesundheit. Forschungstätigkeit und Arbeitsschwerpunkte u. a.: Frauengesundheitsberichterstattung, sexuelle und reproduktive Gesundheit, psychosoziale Faktoren von Gesundheit und Krankheit.

Porträts

Pirmin Bossart, Journalist.

Matthias Burki, Journalist und Redaktionsleiter Kulturmagazin Luzern, Mitinitiant Verlag Der gesunde Menschenversand.

Erwin Koch, Journalist und Schriftsteller.

Kathrin Spring, freischaffende Journalistin.

Jutta Vogel, freischaffende Fotografin.

Christine Weber, freiberufliche Texterin und Inhaberin Agentur «Wort & Ohr».



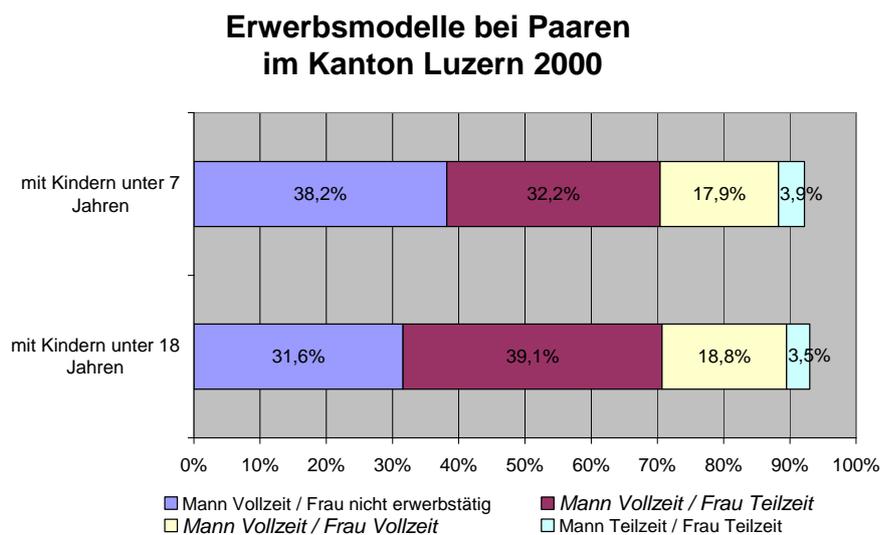
Korrigenda

Auf Seite 41 findet sich in der Legende zur Statistik 3.4 ein Fehler.
Die korrekte Legende ist nachfolgend abgebildet.

Luzern, 20. April 2005

Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann des Kantons Luzern

Statistik 3.4: Erwerbsmodelle in Paarhaushalten



Quelle: BFS, VZ 2000; Auswertung Afs; Darstellung BGF
Andere Erwerbsmodelle bei Paaren mit Kindern
unter 7 Jahren 7,8%, bei Paaren mit Kindern unter
18 Jahren 7%